UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1914

10 (1914)

Visual Library

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

32. Jahrgang.
№ 10.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

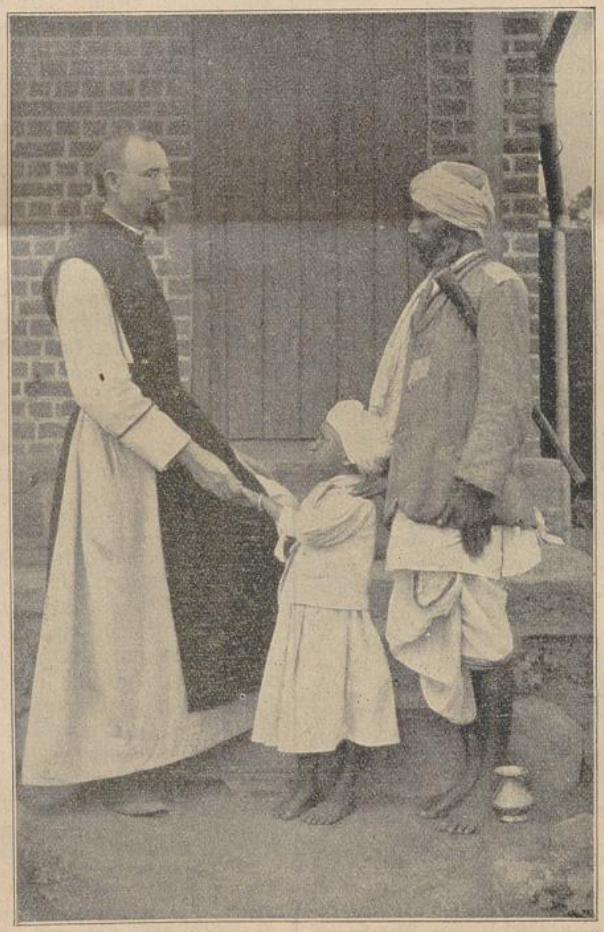
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Der Maharadsch (Brahmanenpriester) übergibt seinen Knaben der Mariannhiller Missionsschule. (P. Cyprian.)

Köln a. Rh.
Oktober 1914.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mein Rosenkränzlein.

Bei jedem Schritt und jedem Tritt
Nehm' ich mein Rosenkränzlein mit,
Nicht in der Hand, im Herzen nur,
So wand're ich durch Stadt und Flur.

Und bete leise vor mich hin
Mit inniglich bewegtem Sinn,
Denn jedes Ave-Perlchen fällt
Hinab in eine stille Welt.

Dort labt es wie ein Tau
Die armen Seelen in der Pein;
Aus dem Gebete quillt und schwillt
Die Flut, die ihre Schmerzen stillt.

So nimm' auch du auf Schritt und Tritt
Hinfort dein Rosenkränzlein mit.
Glaubst kaum, wie gut's von statten geht,
Nichts Beff'res gibt's als dies Gebet.

Wer hat Lust, in die Mariannhiller Mission einzutreten?

Im Sommer l. J. schrieb unser Bruder Deocar Beck einen Artikel, den er als ehemaliges Mitglied des katholischen Gesellenvereins zunächst im „Kolpingsblatt" veröffentlichte. Da auf seinen schlichten Worten ein augenscheinlicher Segen Gottes ruhte, wollen wir sie heute auch in unser „Vergißmeinnicht" aufnehmen. Bruder Deocar schreibt:

Schon mehr als drei Jahre sind verflossen, seitdem ich die liebe, teure Heimat verlassen habe, um mein Leben dem lieben Gott im heiligen Ordensstande und in der Heidenmission zu widmen. Es wurde mir freilich nicht leicht, meine lieben Eltern und Geschwister wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Aber nicht minder schwer wurde mir der Abschied vom trauten Gesellenverein, der mir stets die Heimat in der Fremde war, und von all' den lieben Freunden und Vereinsbrüdern. Doch ich brachte freudig dieses erste Opfer, und mit der Gnade Gottes ging schließlich alles besser, als ich dachte. Bei meiner Abreise versprach ich meinen lieben Freunden, öfters zu schreiben oder doch ab und zu ein Lebenszeichen von mir zu geben. Obgleich nie ein großer Freund des Schreibens, möchte ich doch mein Versprechen halten, und damit ich nicht jedem einzelnen schreiben muß, bitte ich den hochwürdigen Herrn Chefredakteur im Interesse der Mariannhiller Mission, diese Zeilen im Kolpingsblatt zu veröffentlichen.

Vor allem sämtlichen hochw. Herren Gesellenvereinspräsides und allen lieben Freunden und Kolpingssöhnen viele herzliche Grüße und ein recht kräftiges „Gott segne das ehrbare Handwerk". Und nun, was soll ich eigentlich schreiben? Ich kann nur das Allerbeste mitteilen, denn ich habe alles gefunden, was ich in der Welt vergebens gesucht, nämlich das wahre Glück und die Zufriedenheit. Freilich, mir selbst habe ich nichts zuzuschreiben, sondern alles der Gnade und unendlichen Barmherzigkeit Gottes. Ich könnte gar vieles schreiben, wie wunderbar der liebe Gott alles gelenkt und meine eigenen Pläne zunichte gemacht, bis ich endlich seiner Gnadenstimme gefolgt bin, doch darüber vielleicht ein anderesmal.

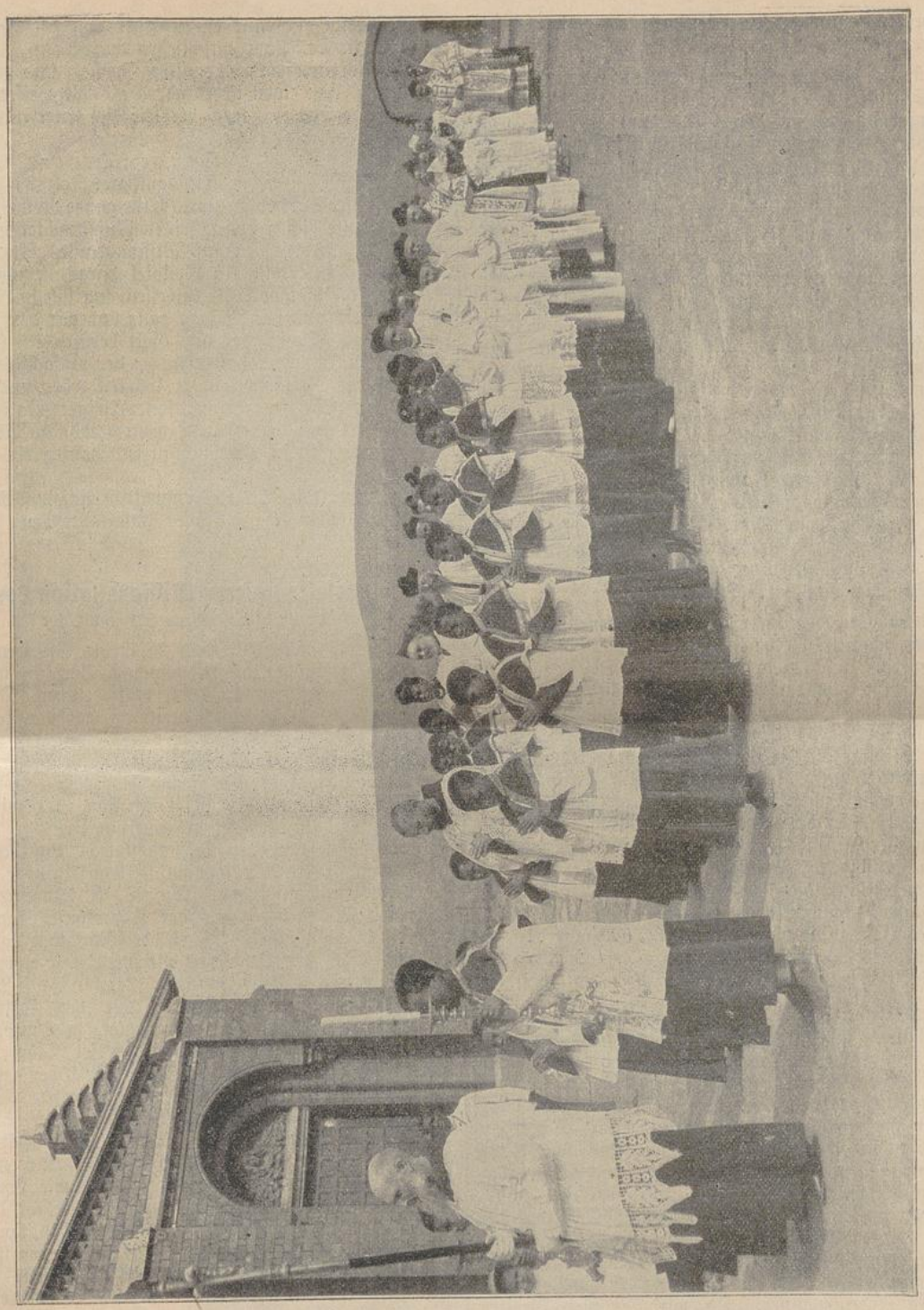
Der hauptsächlichste Beweggrund zu diesen Zeilen ist der große Mangel an Missionspersonal, sowohl an Priestern wie auch an Laienbrüdern, in unserer sich immer mehr ausbreitenden Mission. Da alljährlich gar mancher brave Kolpingssohn der Welt Lebewohl sagt und in irgendeinen religiösen Orden eintritt, oder sich in verdienstvoller Weise der Bekehrung der armen Heiden widmet, so möchte ich solchen, die vielleicht die Mariannhiller Mission noch nicht kennen, sowie denen, die vielleicht schon länger mit dem Gedanken umgehen, Missionar zu werden, gleichsam als Wegweiser dazu dienen.

Viele sind berufen, wenige aber auserwählt. Ja, ganz gewiß, viele sind zum heiligen Ordensstande berufen, aber durch die verschiedenartigsten Gründe läßt man sich abhalten, der inneren Stimme zu folgen, und läuft so Gefahr, diese größte Gnade zu verscherzen. Als ich von meinen lieben Freunden im katholischen Gesellenverein Mainz Abschied nahm, haben mich viele angestaunt, als ob es nicht ganz richtig in meinem Oberstübchen wäre. Lud ich aber den einen und anderen ein, mitzugehen, so erhielt ich fast immer die Antwort: „Ich habe keinen Beruf." Es sind aber oft nur Vorurteile, die so viele von diesem Schritte abhalten. Hat einer den guten Willen, mit allem, was sündhaft ist, zu brechen, seinen Eigenwillen zu unterwerfen und sich dem lieben Gott ganz zu weihen, der hat auch echten Ordensberuf. Am besten ist es, wenn man der göttlichen Gnadenstimme sobald als möglich folgt. Laßt Euch nur nicht wegen der Vergangenheit abhalten; denn es beginnt ja ein neuer Lebensabschnitt. „Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist nicht tauglich fürs Himmelreich." Diesen Ausspruch des göttlichen Heilandes kann man auch hier anwenden. Glaubet nicht, daß man schon vollkommen ins Kloster kommen muß, nein, sondern im Kloster muß man nach Vollkommenheit streben, was jeder katholische Christ tun muß, wenn er in den Himmel kommen will, und da hat das Kloster die herrlichsten Vorzüge, wie der hl. Bernard sagt: „Hier lebt der Mensch reiner, fällt seltener, steht schneller wieder auf, wandelt vorsichtiger, wird reicher mit himmlischen Gnadengaben betaut, hier ruht er sicherer, stirbt vertrauensvoller, wird schneller gereinigt und viel reicher im Himmel belohnt." —

Mancher hat mir auch gesagt, er passe nicht ins Kloster, er wäre zu lustig, und bete auch nicht so gern. Da muß ich unwillkürlich lachen. Die, welche mich näher gekannt und mich auf der Theaterbühne im Verein gesehen, wissen, warum. Denen kann ich nur sagen, daß ersteres gut ist, und letzteres, das Beten, lernt man schon. Glaubt doch ja nicht, daß man im Kloster ein Kopfhänger sein muß. O nein, das Gegenteil. Die Kopfhänger werden meistens wieder heimgeschickt. Ein kurzes, kräftiges Gebet und immer eine gute Meinung und reine Absicht bei der Arbeit, ist viel besser, als ein ganzes Gros von Vaterunsern hersagen.

Nun werden vielleicht einige denken, der will ja alle im Kloster sehen; ganz und gar nicht, denn auch im neuen, modernen Heidentum braucht man Missionare, und das sind katholische Männer, die ihren heiligen Glauben öffentlich bekennen und bei jeder Gelegenheit verteidigen. Ich meine hier nur diejenigen, welche es angeht, die der liebe Gott ganz besonders bevorzugen will. Es sind dies aber nicht wenige, ich selber habe solche kennen gelernt und könnte sie beim Namen nennen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Feierlicher Einzug zum Gottesdienst in der St. Josephskirche in Mariannhill.

die schon Jahre mit einem solchen Plan umgehen und sich nicht entschließen können, ihn zur Ausführung zu bringen. Doch hoffentlich spielt ihnen die göttliche Vorsehung diese Zeilen in die Hände, und mit einem entschiedenen, mannhaften „Ich will" werden sie auch den Platz finden, an dem sie der liebe Gott haben will. Dieses Jahr hat der rücksichtslose Tod ausnahmsweis große Lücken in unsere Reihe gebrochen und zwei Priester und fünf Brüder aus unserer Mitte genommen. Wer ist bereit, diese Lücken wieder auszufüllen? Ach, wie groß ist das Missionsfeld hier in Afrika, und wie verschwindend klein die Zahl der Arbeiter! Und doch, kann es etwas Herrlicheres geben, als im Weinberge des Herrn zu arbeiten und dem göttlichen Herzen Jesu helfen, Seelen zu gewinnen, gleichsam als Ersatz für die vielen treulosen Schafe, die alljährlich ins Lager der Neuheiden

hinüberlaufen und unserer heiligen katholischen Kirche verloren gehen?

Kürzlich habe ich mit großem Interesse einen Auszug aus Statistik und Jahresbericht des katholischen Gesellenverbandes vom Jahre 1912 gelesen. Sicherlich gereicht es dem großen sozialen Verbande gar sehr zur Ehre, daß so viele Hunderte ehemaliger Mitglieder in der Heidenmission tätig sind, darunter auch viele, die noch in späten Jahren Priester geworden. Vielen wird auch bekannt sein, daß in Afrika ein sehr eifriger Missionsbischof lebt, der vor mehr als dreißig Jahren Schreiner und ein sehr lustiger Kolpingssohn gewesen. Unter unseren Mitbrüdern, deren Zahl 234 beträgt, waren früher sehr viele Mitglieder des Gesellenvereins, und schon ältere Brüder, die bald ihr silbernes Ordensjubiläum feiern, sprechen noch voll Begeisterung von den schönen Stunden, die sie im Vereine verlebt, und wie sie im Quartett mitgesungen haben. Gar oftmals, wenn wir Sonntag nachmittag nach der Vesper spazieren gehen, singen wir lustige Gesellenvereinslieder und beim Heimgehen das ewigschöne Kolpingslied, daß es in den Bergen widerhallt; und sicher schaut dann unser seliger Vater Kolping vom Himmel aus mit seligem Entzücken auf uns herab und hat seine Freude daran. Wir haben auch einen vierstimmigen Chor, und sind bei uns auch Sangeslustige herzlich willkommen.

Ich möchte deshalb alle diejenigen bitten, die bei uns eintreten wollen, sich vertrauensvoll an Hochwürdigen P. Superior in unserem Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland, zu wenden, der auf Verlangen gerne die näheren Aufnahmebedingungen schicken wird. Fürchten Sie, meine lieben Brüder, absolut nichts, wir haben ja auch dieselbe Parole, wie der Gesellenverein: „Gebet und Tugend, Arbeitsamkeit, Fleiß, Eintracht und Liebe, Frohsinn und Scherz", und einem guten, eifrigen Vereinsmitgliede wird es deshalb nicht schwer fallen, sich unseren Verhältnissen anzupassen und glücklich und zufrieden zu sein. Die Mariannhiller Missionare sind eine ganz selbständige, vom Trappistenorden, dem sie früher angehörten, getrennte und unabhängige Missions-Kongregation. Sie widmen sich ganz und gar der Bekehrung der Heiden; selbstverständlich kommt zuerst die Selbstheiligung und Rettung der Seele jedes einzelnen.

Das Klima ist hier in Natal sehr gesund und ein gemäßigtes. Uebergroße Hitze, wie man sich das vielleicht einbildet, herrscht nicht, mit Ausnahme, wenn die heißen Winde kommen aus der Gegend der Wüste, und das sind nur wenige Tage im Jahre. Wilde Tiere kommen nur noch selten vor, die Affen und Schlangen sind aber eine Landplage. Tropische Früchte gibt es gute in Hülle und Fülle. Ein jeder, habe er eine Beschäftigung, welche es auch sei, wird bei uns aufgenommen, und in den meisten Fällen bleibt jeder bei seinem Handwerk und kann so seine Kunst und Kenntnisse unseren schwarzen Buben beibringen. Das Noviziat dauert bei Brüdern zwei Jahre und ist die Rekrutenzeit des Ordensmannes. Da wird er zum Streiter Christi herangebildet, doch nicht mit Kasernenstrenge, sondern mit Güte und Liebe, und der Herr Hauptmann ist nicht ein Tyrann, sondern ein liebender Vater.

Ach, wieviel mehr könnte man in der Mission leisten, wenn man mehr unterstützt würde mit Gebet und Geld oder sonstigen guten gleichwerten Sachen. Doch am besten ist's, ihr kommt selber. Nun prüfe sich ein jeder selbst; ich wäre tausendfach entschädigt für diese kleine Mühe, wenn auch nur ein einziger von euch sich zum Eintritt in St. Paul entschließen würde.

Endlich nochmals herzliche Grüße, und mit der Hoffnung, dem einen oder andern als Wegweiser in die Zukunft gedient zu haben, verbleibe ich Euer in Christo liebender

Bruder Deocar Beck.
Ein dankbarer Kolpingssohn.

So unser Bruder Deocar. Eine ganze Reihe braver, junger Leute haben diesen seinen Ruf beachtet und sich als Postulanten in unserm Missionshause „St. Paul" gemeldet. Wer will ein Beispiel daran nehmen und ebenfalls die schnöde Welt verlassen, um sich im Dienste des Klosters und der Mission ganz und gar dem Herrn zu weihen? Jeder, der von Gott berufen ist, sei uns herzlich willkommen, und wäre er der einfachste Handwerker oder Taglöhner. Am liebsten wäre uns allerdings der Eintritt junger, seeleneifriger Priester und Priesteramts-Kandidaten; denn gerade an Missionspriestern herrscht in Mariannhill seit Jahren der größte Mangel.

Heiliger Joseph, du Schutzpatron unserer Mission, führe uns recht viele und gute Postulanten zu!

Jubiläumsfeier unserer Missionsstation Lourdes.

(Mit 2 Bildern Seite 221 und 222.)

Während wir über das 25jährige Gründungsfest unserer Missionsstation Czenstochau Berichte unserer eigenen Patres und Brüder veröffentlichen konnten, möge uns über das gleiche Jubiläum, das die Nachbarstation Lourdes im September v. J. feierte, ein Artikel der englischen Kokstadter Zeitung informieren. Er stammt aus der Feder des Hochw. P. Howlett O. M. J., eines alten Freundes unserer Mission, der mit den dortigen Verhältnissen bestens vertraut ist.

„Die Mariannhiller Missionsstation Lourdes, gegründet im Jahre 1888, berechtigte vom Anfange an zu den schönsten Hoffnungen. Sir W. P. Schreiner, der damalige Ministerpräsident der Kapkolonie, kam im Jahre 1899, also elf Jahre nach der Gründung Lourdes, mit einem großen Stab von Beamten und einem ansehnlichen militärischen Gefolge dorthin auf Besuch. Eine Menge schwarzen Volkes, mit den kaffrischen Häuptlingen an der Spitze, war damals in Lourdes zusammengeströmt, und die ganze Feier nahm einen glänzenden Verlauf. Beim Abschied sprach der englische Ministerpräsident folgende bemerkenswerten Worte: „Ich erachte es als meine Pflicht, als erster Staatsminister die wichtigsten und interessantesten Plätze der Kapkolonie zu besuchen. Ich muß gestehen, nirgends in der Kolonie fand ich einen solchen Platz, wie Lourdes. Einen hocherfreulichen Tag haben wir fürwahr dahier verlebt. Die bisher vollbrachten Leistungen sind staunenswert und wunderbar; ich hätte gar nicht erwartet, in Südafrika eine solche Missionsstation zu treffen."

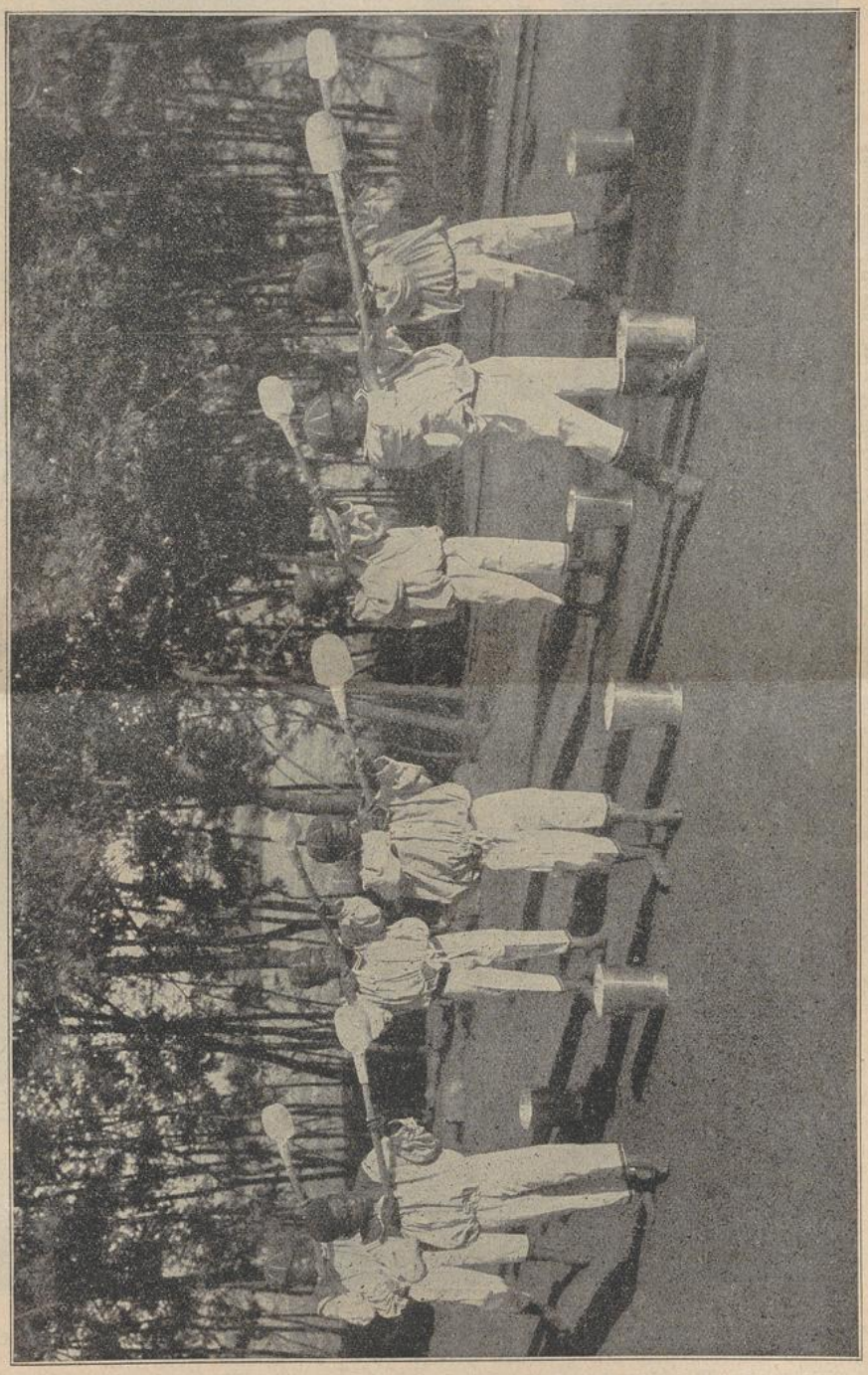
„Das war ein hohes Lob", fährt P. Howlett fort, „um so bemerkenswerter, weil es aus solchem Munde kam; hätte aber der hohe Herr Gelegenheit gehabt, dem silbernen Gründungsjubiläum beizuwohnen, das Lourdes am 8. September v. J. feierte, so würde er viel Neues geschaut haben, Leistungen, die seine Bewunderung noch bedeutend hätten steigern müssen. Es hatte inzwischen in Lourdes keinen Stillstand gegeben; jedes der 25 Jahre, das seit seiner Gründung verflossen ist, sah bald in diesem, bald in jenem Fach einen wesentlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fortschritt, und auch ich füge den Worten des Prime-Ministers bei: es gibt in der ganzen Kapkolonie kein zweites Lourdes.

In der dem Jubiläum vorhergehenden Woche fand eine Volksmission für die schwarzen Neuchristen statt, die von drei Missionspriestern geleitet wurde. Die Christen zeigten für diese geistlichen Uebungen einen solchen Eifer, daß nicht nur viele, die in einer Entfernung von 10—12 Stunden von der Station wohnten, zu Fuß und zu Pferd herbeigeeilt kamen, um der Mission beizuwohnen, sondern daß sogar viele aus den Goldminen von Johannesburg, wo sie in Arbeit standen, zurückkamen, obschon die genannte Stadt über 500 Kilometer von Lourdes entfernt ist.

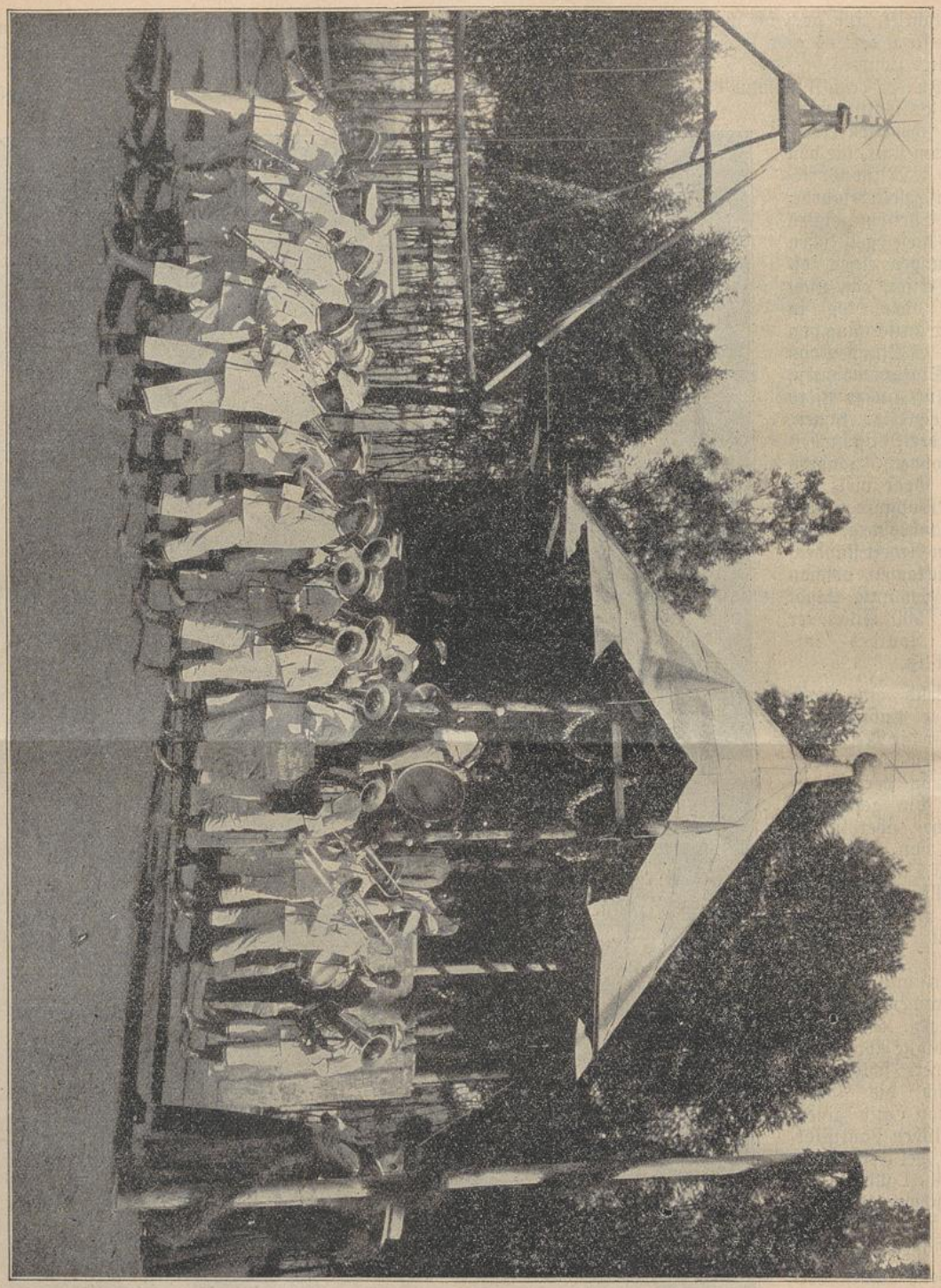
Welch ein trostreicher Anblick mag es für die Missionäre gewesen sein, wenn sie von der Kanzel aus die geräumige Kirche überblickten, die von mehr als 1500 Schwarzen angefüllt war, die von nah und fern herbeigeeilt waren, das Wort Gottes zu hören und die heil. Sakramente zu empfangen. Der Hochwürdigste Abt Gerard Wolpert schloß persönlich die Volksmission mit einem feierlichen Pontifikal-Amt, bei welcher Gelegenheit allein gegen 900 schwarze Christen die hl. Kommunion empfingen.



Szene in einem Lustspiel gelegentlich des 25jährigen Jubiläums der Gründung unserer Missionsstation Lourdes.

Welch eine Veränderung in den 25 Jahren! Ueber 4000 Neubekehrte und 2000 Kinder erhielten in den Lourder Schulen Unterricht. Neben der Kinderbewahranstalt und der großen Knaben- und Mädchenschule besteht daselbst ein eigenes Heim für die der Schule entwachsenen Jünglinge, ein zweites für die erwachsenen Mädchen. Neben der geräumigen Missionskirche befinden sich vier weitere Kapellen und Notkirchen auf verschiedenen Außenstationen, dazu kommt eine beträchtliche Anzahl von Schulen und Katechesenstellen, von denen manche mehrere Stunden von der Hauptstation entfernt sind; und dennoch herrscht überall ein schreiendes Bedürfnis nach mehr. Tag für Tag kommen Schwarze von allen Seiten daher, um in allen möglichen Stücken die Hilfe der Missionäre in Anspruch zu nehmen.

Als eigentlicher Jubiläumstag war das Fest



Schwarze Musikkapelle beim 25jährigen Gründungsfest unserer Missionsstation Lourdes in Südafrika.

Maria-Geburt bestimmt, ein Tag, der in den Annalen von Lourdes stets mit goldenen Lettern verzeichnet sein wird. Wie schon angedeutet, kam der Hochwürdigste Herr Abt, obschon erst kurz zuvor von seiner Europareise zurückgekehrt, persönlich von Mariannhill nach Lourdes, desgleichen trafen daselbst von den Nachbarstationen eine beträchtliche Zahl von Priestern und Missionsschwestern ein; auch mehrere angesehene Engländer und eine unabsehbare Menge Volkes nahmen an der seltenen Feier teil.

Am Morgen des schönen Festtages selbst versammelte sich alles vor der schön dekorierten Knabenschule und marschierte sodann unter Musik und Gesang der Prozessions-Allee entlang. Rechts und links flatterten in den verschiedensten Nationalfarben bunte Fahnen im Wind, die einzelnen Länder bezeichnend, in denen die Wiege der

Missionäre, Brüder und Schwestern gestanden. Dem prächtigen Zuge voraus marschierten die zahlreichen Schulkinder, in der Mitte kam der Klerus und das übrige Missionspersonal, die schwarze Musikkapelle gab treffliche Stücke zum besten, während ihre St. Bernards-Fahne lustig und stolz im Winde flatterte. Von den beiden Türmen herab ertönte feierliches Glockengeläute, sinnige Inschriften über zwei prächtigen Triumphbogen und dem reichgezierten Kirchenportal verkündeten den frohen Anlaß des schönen Festes, alles aber überbot die Missionskirche selbst in ihrem prächtigen Festschmuck.

Es begann das feierliche Pontifikalamt. Die Zeremonien der katholischen Kirche sind immer schön und tiefergreifend, wenn sie in ihrer ganzen Vollständigkeit ausgeführt werden. Auf kleineren Missionsstationen muß man natürlich auf vieles verzichten; hier in Lourdes aber gab es ein Pontifikal-Amt, so schön und farbenprächtig, wie ich selten eines gesehen. Da war alles da, der Hochwürdigste Herr Abt als Zelebrant und eine zahlreiche Assistenz von Zeremonienmeistern, Leviten, Ministranten usw., und jeder war in seinem Dienste aufs beste geschult. Der schwarze Sänger-Chor brachte eine höchst gelungene Messe zur Aufführung, ein schwarzer Lehrer spielte die Orgel und zur Wandlung ertönten von außen kräftige Böllerschüsse.

Nach dem Gottesdienste versammelte sich die ganze Kommunität und die Ehrengäste in einem schön geschmückten Saal, wo ein frugales Mahl serviert wurde. Im Laufe des Nachmittags ging es zur Knabenschule, einem ansehnlichen Ziegelbau mit großer Veranda, von wo aus das Auge eine entzückende Fernsicht über wohlbestellte Felder, Gärten und Waldplantagen genießt. Vor der Schule ist ein großer Spielplatz mit einer Musikhalle. Hier hatten sich die schwarzen Musikanten mit ihren Instrumenten aufgestellt und spielten und musizierten aus Leibeskräften darauf los. Dazwischen gab es seitens der Schulkinder abwechselnd Lieder, Turnübungen und muntere Spiele, kurz die Tausenden schwarzer Zuhörer kamen aus dem Horchen, Schauen und Staunen gar nicht heraus. Wann hatte man jemals so 'was gesehen und gehört?

Gegen Abend war feierlicher Segen. Am Schlusse desselben stieg unter feierlichem Glockengeläute von Hunderten von Stimmen ein urkräftiges „Te Deum" zum Himmel empor.

Zu guter Letzt versammelten sich die Kinder und geladenen Gäste im großen Schullokale der Knabenschule nochmals zu einer geselligen Unterhaltung. Es folgten in bunter Abwechslung Gesänge, Spiele und Deklamationen. Dabei kamen auch urkomische Stücke zum Vortrag, wie „der goldene Fingerhut", „der hohe Zylinder", „der arme Sepp" usw. Der Kaffer ist überhaupt ein geborener Mimiker und in seiner Darstellungsgabe unübertrefflich. Dazwischen sang ein Kaffernmädchen ein herrliches Solo, zwei kleinere Mädchen hielten ein Zwiegespräch, das allgemeine Heiterkeit erregte, während acht schwarzbraune Knaben das bekannte Lied sangen: „Weißt du, wieviel Sternlein stehen", mit kaffrischem Text natürlich: „Uyazi inkanyezi". Den würdigen Abschluß bildete die englische National-Hymne.

Es war schon ziemlich spät am Abend, als endlich alles sich trennte und die traute Schlafstätte aufsuchte. Namentlich die anwesenden Engländer waren voll des Lobes über das, was sie hier gesehen und gehört, und ausnahmslos stimmte jeder in das Urteil ein, daß die Jubiläumsfeier in Lourdes in schönster Weise verlaufen sei und einen wahrhaft durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen habe.

Am folgenden Morgen war feierliches Requiem für die Verstorbenen der Lourder Mission. Der schwarze Sängerchor leistete wieder ganz Vorzügliches, der Vortrag war gefühlvoll und fein abgetönt. Alles staunte über die Vollkommenheit, zu der auch ein schwarzer Chor bei entsprechender Schulung gebracht werden kann.

So der Hochw. P. Howlett in seinem Artikel in der Kokstadter Zeitung, den wir in Obigem sinngetreu wiedergegeben haben.

Hohe Gnadenzeit und seltene Freudentage.

Von Schw. Edeltrudis, C. P. S.

(Mit 2 Bildern Seite 224 und 225.)

Keilands. — Noch freudiger und festlicher als in den vergangenen Jahren ertönte heuer in unserer Missionskirche das österliche Alleluja, und jubelnder und fröhlicher als sonst stieg das feierliche Glockengeläute von Keilands Fluren himmelan. Ostern war nämlich für unsere schwarzen Christen Krone und Abschluß einer großen Gnadenzeit. Sie hatten die vorausgegangene Fastenzeit gut benützt. Dreimal jede Woche waren sie mit seltenem Eifer zu den vom Hochw. P. Robert gehaltenen Missionspredigten herbeigeströmt und hatten in lautloser Stille auf die Worte des Heiles gehorcht, die ihnen hier in einfach-schlichter Rede, bald mit väterlicher Milde, bald mit apostolischem Ernst vorgetragen wurden. „Wenn gelinde Schläge nicht helfen wollten", sagten nachher einige der schwarzen Männer, „dann hat der Prediger nach dem schweren Hammer gegriffen."

Am hohen Osterfeste aber sollte zum feierlichen Abschluß und gleichsam zur Krone des Ganzen die Erneuerung der Taufgelübde stattfinden. Die ganze Kirche war wie in ein Lichtermeer verwandelt, denn alles, jung und alt, hatte brennende Kerzen in der Hand, und so sprachen sie in großer Rührung dem Priester die einzelnen Worte nach und beteuerten vor Gott, daß sie fortan ihren hl. Taufbund treu und gewissenhaft halten wollten. Alle waren tiefergriffen, man sah es ihnen an, es war ihnen mit ihrem Versprechen ernst; die äußere Feier trug offenbar mächtig zur Hebung ihrer religiösen Stimmung bei, denn so etwas hatten sie seit dem Bestehen der Mission noch nicht gesehen.

Ein anderer großer Gnadentag war für unsere gesamte Missionsstation der zweite Sonntag nach Ostern. Am genannten Tag fand nämlich die Feier der ersten hl. Kommunion und der öffentliche Uebertritt zweier englischer Protestanten zur katholischen Kirche statt. Der eine ist Store-keeper, Besitzer eines kleinen Kaufladens in Keilands, der andere, Mr. O-Grady mit Namen, ein reichbegüterter Farmer in Oamata, etwa 32 Kilometer von hier entfernt. Beide waren schon längst mit uns bekannt; der Store-keeper wohnte, wie gesagt, in nächster Nähe, und Mr. O-Grady lernte unser Hochw. P. Superior im Jahre 1908 kennen, als er kurz nach Uebernahme der hiesigen Mission von den Jesuitenvätern den ganzen Bezirk nach allen Richtungen hin durchquerte, um die zerstreuten Christen aufzusuchen und neue Plätze für Missionsschulen ausfindig zu machen.

Auf einer dieser Touren, die er damals in Begleitung des Hochw. P. Apel, S. J. machte, der ihn in die hiesige Mission einführte, kam er auch nach Oamata in das Heim des Mr. O-Grady. Er merkte sofort, daß der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mehrgenannte Herr große Neigung zum Katholizismus zeige und suchte daher in ständiger Verbindung mit ihm zu bleiben, um so mehr, da seine Frau von Geburt Katholikin und sehr eifrig in ihrem hl. Glauben ist. Auch der Hochw. P. Albert kam öfters dorthin und benützte einen seiner Besuche, um Mr. O=Grady einzuladen, einmal nach unserer Missionsstation Keilands zu kommen, um dort Zeuge einer feierlichen Taufe und der ersten hl. Kommunion mehrerer schwarzer Neuchristen zu sein. Jener sagte mit Freuden zu und fühlte sich seitdem von dem Leben und Treiben auf einer katholischen Missionsstation so angezogen, daß er immer häufiger kam und vor zwei Jahren speziell die letzten Tage der Charwoche hier zubringen wollte. Die schönen Zeremonien unserer heiligen Kirche zogen ihn mächtig an; er war ganz Aug und Ohr und feierte aus innerster Seele alles mit. Im Herzen war er offenbar schon Katholik. Als ich ihm am

Nciba=Schule. (St. Albert in Keilands.)

Karfreitag scherzweise sagte: „Mr. O=Grady, heut' geht's in unsere Küche schmal her; wir haben strengen Fasttag, da gibt's nichts als Brot und in Wasser gekochtes Gemüse", erwiderte er lächelnd: „O das fällt mir gar nicht schwer; ich habe mir für die ganze Fastenzeit etwas auferlegt, was mir ein viel größeres Opfer ist. Ich habe nämlich auf's R a u c h e n verzichtet, um zu sehen, ob ich auch imstande sei, mir etwas zu versagen, wenn es von der katholischen Kirche gefordert würde." Er, der starke Raucher, ist seinem Vorsatz prächtig treu geblieben. Die ganze Fastenzeit hindurch rührte er seine Pfeife nicht mehr an, erst am Ostersonntag nach dem Gottesdienst holte er sie wieder hervor und schmauchte vergnügt sein erstes Pfeifchen.

Noch mehr: seit jenem Ostersonntag betete er allabendlich mit seinem ganzem Hausgesinde den heiligen Rosenkranz. Kein Wunder, daß seine nach Wahrheit ringende Seele auch endlich die Wahrheit fand. Er wurde Katholik. Die feierliche Aufnahme sollte Samstag Nachmittag, den 25. April l. J., stattfinden, und am darauffolgenden Sonntag wollte er mit seinem Genossen, dem oben erwähnten Store=keeper, und unsern schwarzen Erstkommunikanten das erstemal zum Tische des Herrn gehen.

Doch der Weg von Qamata nach Keilands ist weit. Es wurde Samstag Mittag, es war schon drei Uhr Nachmittags, die festgesetzte Stunde war da, das Volk wartete, man läutete zur Kirche, doch von dem Gefährt des Mr. O=Grady war, so sehr wir auch schauten und schauten, keine Spur zu erblicken. Die hl. Handlung duldete keinen längeren Aufschub, und so mußte schließlich die feierliche Zeremonie mit dem Store=keeper allein vorgenommen werden. Wir bedauerten die Abwesenheit des Mr. O=Grady sehr, schon unserer schwarzen Neuchristen wegen, auf welche die Konversion zweier weißer Protestanten offenbar einen tiefen Eindruck machen mußte. Doch schließlich wurde alles gut. Gerade als die Leute nach der Aufnahme des Store=keepers die Kirche verließen, fuhr Mr. O=Grady mit seiner Familie hier vor; und ich denke, die göttliche Vorsehung hat es eigens so gefügt, daß dieser reiche, überall hochangesehene Mann seinen Uebertritt zur katholischen Kirche Tags darauf gerade beim s o n n t ä g l i c h e n G o t t e s d i e n s t erklären mußte, zu dem schon wegen der Feier der Erstkommunion eine außerordentlich große Menge schwarzen Volkes zusammen kam.

Es war in der Tat für uns alle ein tiefergreifender Anblick, als dieser edle Mann vor allem Volk am Altare kniete und ganz aufgelöst in Tränen seine Abschwörungsformel abzulesen begann. Zuweilen versagte ihm förmlich die Stimme, so daß ihm der Priester stellenweise nachhelfen mußte. Das war für uns und noch mehr für das schwarze Volk eine gewaltige, stummberedte Predigt, unendlich wirksamer als alle menschlichen Worte. Solche Beispiele ziehen! —

Als ich nach der schönen Feier der Frau des Mr. O=Grady gegenüber meine Verwunderung über dessen tiefe Rührung ausdrückte, sagte diese: „Ja, mein Mann wußte, was er tat. Er hat jahrelang viel über unsern heiligen Glauben gelesen und über alles reiflich nachgedacht; er ist mit voller Ueberzeugung Katholik geworden. Ich habe ihn diesen Morgen gebeten, er möge seine heutige erste Kommunion für unsern ältesten Sohn aufopfern, der in Grahamstown bei den Jesuitenvätern studiert und gerne Priester werden möchte." — So die brave Frau, die ihres Gatten durchaus würdig ist. Wer von unsern geehrten Wohltätern will ein Ave Maria für diese edle Familie beten?

Wer die Mission unterstützt, legt sein Geld auf reichliche Zinsen. Es wird durch solche Gaben die Ehre Gottes befördert, es werden damit Kirchen und Schulen gebaut, man lindert die Not der armen Schwarzen und zeigt zuweilen auch manchem W e i ß e n den Weg des Heiles. Wir bestätigen hier mit vielem Dank die mannigfache Unterstützung, welche speziell unsere arme Mission in Keilands seitens ihrer edelgesinnten Wohltäter empfangen hat. Tag für Tag senden wir in Verein mit unsern schwarzen Christen und Katechumenen Gebete zum Himmel um Glück und Segen für all jene, die uns Gutes getan. Mögen uns unsere guten Wohltäter auch in Zukunft ihre Hilfe nicht versagen, denn es gibt in der hiesigen, weitausgedehnten Mission noch gar viel zu tun, speziell handelt es sich gegenwärtig um die Eröffnung von drei neuen Schulen in Nggolosa, Cofimvaba und Qamata.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zum Schluß muß ich um gütige Nachsicht bitten, daß ich solange nichts mehr von unserer Mission in Keilands hören ließ. Ich war letzten Sommer infolge der abnormen Hitze ernstlich krank. Die afrikanische Sonne brannte so heiß hernieder, daß z. B. das Laub an unsern Quittenbäumen so verbrannt war, als hätte man darunter ein Feuer angezündet. Doch das war eine Ausnahme, im allgemeinen ist die Hitze in Südafrika nicht übermäßig groß.

Aushilfe in einer fremden Mission.

Vom Hochw. P. Bernard Huß, R. M. M.

Keilands. — Der Hochwürdigste Herr Bischof Mac Sherry von Port Elisabeth, sowie die ehrw. Schwestern Dominikanerinnen in Pirie, Izeli und King William's Town hatten mich ersucht, den eingebornen Christen der beiden erstgenannten Kaffernmissionen Gelegenheit zur Osterbeichte zu geben. Ich sagte mit Freuden zu und meldete mich auf den zweiten Sonntag nach Ostern dort an. Damit ich auch sicher komme, bemühte sich der Hochwürdigste Herr Bischof Donnerstag, den 23. April, persönlich hieher nach Keilands und fuhr am andern Morgen in aller Frühe mit mir gen Pirie.

Samstag mittag trafen wir dort ein. Die Dominikanerinnen unterhalten hier und in Izeli zwei Tagesschulen für weiße und schwarze Kinder; das Mutterhaus ist in King William's Town. Es sind meistens Deutsche und stammen zum großen Teil aus Bayern und Württemberg.

Zunächst gab ich im Laufe des Nachmittags und am darauffolgenden Sonntag in der Frühe den Christen in Pirie Gelegenheit zur hl. Beicht, hielt Gottesdienst und kaffrische Predigt, und fuhr dann weiter nach Izeli, wo ich um 4 Uhr eintraf. Eine große Anzahl Christen kam alsbald auf mich zu und begrüßte mich.

Ich begebe mich sofort in die Sakristei und höre da Beicht bis spät am Abend, als es schon ganz finster war. Wie ich fertig bin und eben mein Zimmer aufsuchen will, kommt eine Schwester in die Sakristei und sagt: „Bitte, mein Vater, schauen Sie einmal in die Kirche hinein! Sie ist voll von Christen, alle haben bis jetzt gewartet, um noch eine kaffrische Predigt zu hören. Die meisten müssen morgen in aller Frühe wieder in die Stadt, nach King William's Town, zur Arbeit gehen." — Ich werfe einen Blick in die Kirche, und wirklich, sie ist voll von schwarzen Christen, die alle bis in die späte Nacht hinein gewartet haben, bloß um eine Predigt zu hören. Mit Freuden willfuhr ich ihrem Wunsche und predigte ihnen vom auferstandenen Heilande. Die Aufmerksamkeit, mit der sie meine Worte förmlich verschlangen, war in der Tat im höchsten Grade erbauend.

Am andern Morgen gab's neue Arbeit mit Beichthören, Kommunionausteilen und Eheeinsegnen. Als ich endlich gegen Mittag fertig war, dankten mir die Kaffern mit rührenden Worten für den Besuch, stellten aber zugleich die Frage, wann sie wohl endlich einen eigenen, ihrer Sprache kundigen Priester bekämen. Ich konnte bloß sagen, ich sei bereit, ihnen nach Kräften zu helfen. Im Laufe des Nachmittags kehrte ich nach Pirie zurück. Hier mußte ich am kommenden Morgen ein Brautpaar einsegnen, das eigens zu diesem Zweck viele Stunden weit hergekommen war. Als auch dies glücklich erledigt war, reiste ich von Pirie wieder ab, um meinen andern Arbeiten nachzugehen.

Die guten Dominikanerinnen bestürmen den Himmel mit Gebeten, um für die beiden schönen Kaffernmissionen Pirie und Izeli endlich einmal zwei Missionare zu bekommen. Die Mariannhiller Mission hat, wie aus den fortwährenden Berichten im Vergißmeinnicht zu ersehen ist, leider viel zu wenig Missionspersonal, um auch nur e i n e n Priester dauernd abtreten zu können. Möge der Himmel sich bald erbarmen und Arbeiter in den Weinberg des Herrn schicken! —

P. Robert mit Christen von Keilands.

Ein Priesterjubiläum in unserer afrikanischen Mission.

(Siehe Bild Seite 226.)

Reichenau. — Ein schönes Familienfest erfreute unsere Missionsstation Reichenau am 12. Mai l. J. Unser allverehrter P. Ambrosius feierte nämlich am genannten Tag im Kreise sämtlicher Stationsmitglieder, sowie verschiedener Confratres, die von den Nachbarstationen herbeigeeilt waren, sein 25jähriges Priesterjubiläum.

Herrliches Maiwetter begünstigte den seltenen Tag. Die Station selbst hatte ihr schönstes Festkleid angelegt und an der Frontseite der bescheidenen Wohnung des Jubilars präsentierte sich in einem gefälligen Schmuck von Kränzen und Fähnchen die Inschrift: „Heil dem Jubilar! 1889—1914."

Um 9 Uhr morgens ging es in stattlicher Prozession unter Glockengeläute und mehrstimmigem Gesang der festlich geschmückten Kirche zu. Voran schritten Kreuz- und Fahnenträger, dann kam die kleinere und größere Schuljugend, die Schwestern, Sänger, die Brüdergemeinde, der Klerus mit dem Hochwürdigen Jubilar in

der Mitte, dem drei weißgekleidete „Engelchen" auf rotem Kissen den Silberkranz vorantrugen, und endlich in langer Reihe das zahlreich herbeigeströmte Volk. Beim Eintritt in die Kirche intonierte der Sängerchor das „Ecce sacerdos" und Pater Florian Rauch, Superior von Mariatrost, hielt nach einem feierlichen „Veni Creator Spiritus" eine längere, eindrucksvolle Ansprache, worin er die Macht und Würde des Priestertums im allgemeinen und die gesegnete Wirksamkeit des Hochw. Jubilars im besonderen schilderte. Seine Worte klangen in lebhaften Dank gegen Gott aus für die vielen durch das katholische Priestertum uns vermittelten Gnaden und Wohltaten und schlossen mit einer herzlichen und freudigen Gratulation an den hochverehrten Jubilar, der stets zu unseren eifrigsten Missionären gezählt hatte.

Nun folgte das feierliche Hochamt. Trotz der 60 Jahre, welche der Hochw. P. Jubilar bereits zählt und

Ein Priesterjubiläum in unserer afrikanischen Mission. (Hochw. P. Ambrosius, R. M. M.)

der vielen Arbeiten und Strapazen eines langjährigen Missionsdienstes klang seine bewegte Stimme hell und klar durch den gottgeweihten Raum, wo sich so viele seiner Freunde und geistlichen Kinder um ihn scharten, die alle in innigem Gebete seiner gedachten. Ein besonders erhebender Augenblick aber war es, als bei der hl. Wandlung vom Turme her die große Glocke in ernsten Schlägen verkündete, daß jene geweihten Priesterhände, die vor 25 Jahren zum erstenmale das Brot der Engel berührten, nun am festlich geschmückten Jubiläums-Altare die heilige Hostie zur Anbetung emporhielten.

Den vierstimmigen Gesang dirigierte bei der ganzen Feier der Stationsobere von Reichenau, der Hochw. P. Sixtus Wittekind, während der Hochw. P. Emanuel Hanisch, Superior von Czenstochau, das Harmonium spielte. Unmittelbar an das levitierte Hochamt schloß sich der sakramentale Segen und ein von allen Anwesenden in heller Begeisterung gesungenes „Te Deum". Das war in der Tat ein „Ambrosianischer" Lobgesang! Im Schiffe der Missionskirche drängte sich zwischen Heiden und Katechumenen das zahlreich versammelte schwarze Christenvolk, vorn im Presbyterium knieten vor dem Hochwürdigsten Gut und dem von zahlreichen Kerzen beleuchteten Altar die vielen Priester, — denn es waren von den Nachbarstationen sieben Missionäre gekommen — dazu die vielen rot und weiß gekleideten Ministranten, während sich mit den silberhellen Altarglöcklein die Stimmen der drei Turmglocken vereinten, und den gemeinsamen Jubel und Dank hinaustrugen weit über Reichenaus Grenzen.

Nach der Rückkehr von der Kirche gratulierte die schwarze Christengemeinde ihrem „Baba Ambrosius" durch ihren Induna Dominikus Kumalo, während die übrigen Gratulationen bei dem urgemütlichen Festmahl erfolgten, das um 1 Uhr Nachmittag alle Patres und Brüder im festlich geschmückten Speisesaal vereinigte. Bruder Fintan, der Schaffner, verlas im Namen aller Brüder einige Strophen des Gratulations-Festliedes, während Bruder Alois auf Ersuchen der Schwesterngemeinde auf einem schön verzierten Folio-Bogen ein Widmungsgedicht verlas und dem Jubilar überreichte. Der Hochw. P. Thomas Neuschwanger aber beeilte sich, eine photographische Aufnahme der Hauptmitglieder des schönen Festes zu machen, wovon unsere geehrten Leser nebenstehend eine getreue Wiedergabe erblicken.

Der Rest des Nachmittags verlief in schönster brüderlicher Harmonie. Gegen 8 Uhr abends begab man sich gemeinsam zur allzeit fröhlichen Schuljugend. Die schwarzen Kinder begrüßten den Jubilar mit hellem Jubel, und nun wechselten kurze Gratulationen mit Gesängen, Liedern und humoristischen Zwischenszenen mit einander ab. P. Ambrosius hielt zum Schlusse eine schöne, väterlich-ernste Ansprache an das schwarze Publikum, wobei er u. a. bemerkte, er sei zwar von weißer Gesichtsfarbe, aber dennoch, wie alle Missionäre, ein treuer Freund des schwarzen Volkes und wünsche und erstrebe nichts anderes als das leibliche und geistige Wohl seiner lieben Afrikaner. Diese aber möchten doch stets Gott und ihrem hl. Glauben treu bleiben. In dieser Meinung erteilte er zum Schluß den hl. Segen.

Den würdigen Abschluß des schönen Festes bildete der gemeinsam gesungene Psalm: Laudate Dominum omnes gentes, lobet den Herrn, alle Völker, lobet ihn, alle Nationen! Denn seine Barmherzigkeit ist bestätigt über uns, und die Wahrheit des Herrn bleibt in Ewigkeit. Ps. 116. Ja, es war ein schönes, allen Teilnehmern unvergeßliches Fest, das eine beträchtliche Zahl von Missionären in wahrhaft brüderlicher Liebe zusammenführte und ihnen neue Kraft und Schaffensfreudigkeit im beschwerlichen Missionsdienste verlieh, während es anderseits das katholische Priestertum verherrlichte und das schöne Verhältnis adelte, das Priester und Volk miteinander verbindet.

Ecce quam bonum et quam jucundum, o sieh, wie gut und lieblich es ist, wenn Brüder traut beisammen wohnen! Es ist wie des Hermons Tau, der herabfließt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf den Sionsberg. Denn dort entbietet der Herr den Segen und spendet Leben in Ewigkeit!' Ps. 132.

Einweihung einer Missionskapelle in St. Xaver.

Mariatrost. — Was Gott tut, das ist wohl getan. Dieser Satz bewährte sich auch, als im Sommer 1912 ein Blitzstrahl das alte, mit Stroh gedeckte Lehmkirchlein „St. Xaver" zerstörte. Baufällig war es eigentlich schon lange, und ich hatte oft gewünscht, auf der genannten Filiale, die eine Reitstunde von Mariatrost entfernt ist, ein besseres und schöneres Kirchlein zu haben, in der Hoffnung, es würden sich dann die zahlreich in der Nähe wohnenden Heiden fleißig bei der Predigt und dem christlichen Gottesdienst einfinden.

Immerhin tat es mir sehr leid, als ich hörte, „St. Xaver" sei nicht mehr. Ich bedauerte nicht so fast den Verlust der alten Kapelle, als vielmehr den der inneren Ausstattung; denn auch sämtliche Paramente, ein netter Kelch, kurz alles, was zum Gottesdienst und zur Spendung der hl. Sakramente gehört, war ein Raub der Flammen geworden. Doch das Jammern half da nichts; ich mußte vielmehr auf Mittel und Wege sinnen, das Kirchlein neu erstehen zu lassen und zwar in soliderer und schönerer Form.

Wir hatten hier in Mariatrost ein Jahr zuvor, allerdings für einen anderen Zweck, Ziegel gebrannt; diese sollten nun nebst anderem Baumaterial in „St. Xaver" verwendet werden. Die Hauptschwierigkeit bildete bloß der Transport, denn infolge der noch immer grassierenden Viehseuche war von der Regierung jedes Ochsenfuhrwerk verboten. Schließlich erhielt ich aber doch die Erlaubnis, drei Monate lang dorthin Steine zu fahren. Somit konnte mit dem Bau begonnen werden. Die Maurerarbeit machten unsere Schwarzen, Leute, die seinerzeit von unseren Brüdern trefflich ausgebildet worden waren, allein. Nur das Dach, mit einem hübschen Türmchen darüber, wurde von Brüdern aufgerichtet und mit Wellblech gedeckt. Einmal war der Bau wegen Mangel an Geld ins Stocken gekommen. Da habe ich mich an eine bekannte Wohltäterin unserer Mission gewandt, und diese machte bald eine zweite hochherzige Seele ausfindig, die sofort eine hübsche Summe hieher schickte. Der edlen Wohltäterin und allen, die irgendwie zum Baue unseres St. Xaverius-Kirchleins beigetragen haben, sage ich hiemit meinen innigsten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott." Gott und St. Xaverius mögen es ihnen lohnen!

Das Kirchlein war also fertig. Als Tag der Einweihung war Mittwoch, der 6. Mai l. J., festgesetzt worden. Ich hatte diese Feier allen umwohnenden Schwarzen schon mehrere Wochen zuvor ankündigen lassen und hatte ihnen nahegelegt, sie müßten nicht nur für den Festschmaus selber sorgen, sondern sollten bei dieser Gelegenheit auch ein zufriedenstellendes „umnikelo" (Opfergeld) erlegen; denn das Kirchlein sei für sie gebaut.

Gesangunterricht in unserer südafrikanischen Missionsstation Kevelaer. (Schwester Oktavia.)

Am Festtage selbst marschierte unsere ganze Brüder- und Schwesterngemeinde nebst allen unsern Schulkindern hinüber nach „St. Xaver". Von den Nachbarstationen Lourdes, Maris Stella und Oetting waren die Superioren, P. Bonaventura, P. Maurus und P. Leonard, erschienen; das schwarze Volk aber, darunter Heiden und Protestanten, fand sich in hellen Haufen ein. Es mögen ihrer wohl gegen 1500 gewesen sein, beladen mit allen möglichen Sachen. Einige brachten außer Kaffern-Bier, das natürlich nicht fehlen durfte, Bohnen, Süßkartoffeln und andere Naturalien, andere hatten für den Missionär Hühner mitgebracht, ein Häuptling schickte ein Schaf, kurz, sie machten ihrem Opfersinn alle Ehre.

Anfangs ging es ziemlich lebhaft her unter dem munteren Völkchen, es summte und brummte wie in

einem Bienenschwarm. Sowie aber die Benediktionsfeier begann, wurde es mit einem Schlage mäuschenstill ringsum. Aller Augen waren auf den Priester und die schönen kirchlichen Zeremonien gerichtet, denn das Ganze war ihnen ein reines „umhlola", eine große, geheimnisvolle Sache, wie es deren nur bei den Ama-Roma (Katholiken) gab. Nach der Benediktion begann das Hochamt, wobei im Anschlusse an das Evangelium der Hochw. P. Maurus eine ergreifende Ansprache hielt. Er forderte alle Anwesenden auf, fleißig hieher, ins gottgeweihte Kirchlein zu kommen; hier würde ihnen der Weg zum Himmel gezeigt und könnten sie bei Gott in all ihren Nöten und Anliegen Hilfe suchen. Den Schluß der kirchlichen Feier bildete der sakramentale Segen und ein urkräftiges, in kaffrischer Sprache gesungenes „Te Deum".

Es mochte gegen 1 Uhr sein, als alles fertig war. Nun galt es, die große Magenfrage zu lösen. Auch dies gelang, und zwar in durchaus zufriedenstellender Weise. Die Leute hatten genügend Essen mitgebracht, so daß alle satt wurden, was beim Kaffer schon etwas heißen will. Auch an Opfergeld kam ein hübsches Sümmchen zusammen; selbst Protestanten und halbnackte Heiden steuerten ihr Scherflein bei, was ihnen sicherlich den Segen des Himmels eintragen wird. Im Laufe des Nachmittags ergötzten sich unsere Schulkinder, etwa 200 an der Zahl, — denn auch die Kinder der Außenschulen waren erschienen, — mit munteren Spielen und Gesängen, worauf die Menge hochbefriedigt wieder auseinanderging. Um 5 Uhr abends waren wir alle wieder auf unserer Missionsstation Mariatrost. Es war ein schöner Tag, der allen Teilnehmern noch lange in Erinnerung bleiben wird.

Möge das göttliche Herz Jesu, dessen Statue auf dem Altare der Kapelle steht, die Herzen recht vieler in der Nähe von „St. Xaver" wohnender Heiden und Protestanten erleuchten und bewegen, daß sie sich angetrieben fühlen, zu dieser Kapelle zu kommen, um da den wahren Glauben, den Frieden des Herzens und überhaupt alles zu finden, was zum Himmel führt!

Nur ein Anliegen hätte ich für heute noch: In der St. Xaver-Kapelle fehlt eine Statue ihres Patrones, des hl. Xaverius. Ich weiß, dieser große Apostel Indiens hat noch viele Verehrer in der weiten Welt und ich hoffe, daß auch von den geehrten Lesern des „Vergißmeinnicht" gar mancher mit Freuden ein Scherflein zu seiner Ehre beisteuern wird. Die Statue sollte etwa 1 Meter oder 1,20 Metr hoch und aus Holz oder aus fester Masse sein, damit sie den weiten Transport aushält. Weil es aber in der Mariannhiller Mission noch andere Kapellen gibt, die ebenfalls dem hl. Xaverius geweiht sind, wolle man gütigst beifügen, die Spende sei für „St. Xaver", eine Außenstation von Mariatrost.

Doch ich will diesen Artikel nicht mit einer Bettelei schließen, sondern mit einem herzlichen Dank. Die Missionsstation Mariatrost hat viele Wohltäter; einige davon sind mir bekannt, die meisten unbekannt, doch der liebe Gott kennt sie alle, und er möge allen reichlich lohnen, was sie uns Gutes getan haben! Besonderen Dank schulden wir einer braven Familie aus Solt in Ungarn für einen schönen Kelch. Ein herzliches „Vergelt's Gott" rufen wir ferner all denen zu, die uns in letzter Zeit Stoffreste, Kleidungsstücke und Schulsachen usw. geschickt haben. Unsere schwarzen Schulkinder aber senden ihren Dank und tausend herzliche Grüße den guten Schulkindern Franz und Erasmus aus Schwaben für die schönen Kleidchen und die Griffel. Das beigelegte Briefchen hat sie sehr gefreut, leider fehlte die genaue Adresse, sonst hätten sie persönlich geschrieben.

Daß sowohl wir selbst, wie unsere schwarzen Christen und Schulkinder fleißig für unsere Wohltäter beten, dessen dürfen sie stets versichert sein. Es grüßt alle aus weiter Ferne

P. Florian Rauch, R. M. M.

Dambuza, der Jubilar.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Schluß.)

Ezenstochau. — Ueber 20 Jahre war Dambuza schon Katechumene, er kannte längst die christlichen Glaubenswahrheiten, ging fleißig wie kaum ein zweiter zur Kirche, von den vier Frauen, die er früher hatte, waren drei als Christinnen gestorben, und dennoch wurde er sogar bei der letzten Taufe von Erwachsenen, die auf unserer Missionsstation stattfand, und bei der auch seine ihm allein noch übrig gebliebene Frau auf den Namen „Susanna" getauft wurde, aus der Zahl der Täuflinge gestrichen und nicht mit den übrigen zugelassen. Wie kam doch das? Er war doch sonst so gut, förderte das Christentum auf jegliche Weise und hatte seit zwei Jahrzehnten seinen Kraal zur Abhaltung des katechetischen Unterrichtes zur Verfügung gestellt. Da mußte doch etwas ganz Besonderes vorliegen.

Zur Aufklärung diene folgendes: Es war dem P. Missionar von zuverlässiger Seite zu Ohren gekommen, der alte Dambuza huldige heimlicherweise der Gewohnheit des Hanfrauchens. Das war Grund genug, ihn abermals zurückzustellen und seine gründliche Bekehrung abzuwarten. Denn um dieses Hanfrauchen ist es eine gar schlimme Sache; es wird leicht zur unausrottbaren Leidenschaft und ruiniert dann den Menschen physisch und moralisch, ähnlich wie das Opiumrauchen. Nun, so schlimm war es bei unserem Dambuza allerdings nicht; er schien dieses Rauchen auch nicht leidenschaftlich betrieben zu haben, wenigstens bemerkte man an ihm trotz seiner hohen Jahre nach außen hin keine schlimmen Folgen. Immerhin wollte der P. Missionar seinem Prinzip, unter keinen Umständen einen Opium-Raucher zu taufen, treu bleiben, es sei denn, er habe sich gründlich bekehrt, oder er bitte um die heilige Taufe in Todesgefahr.

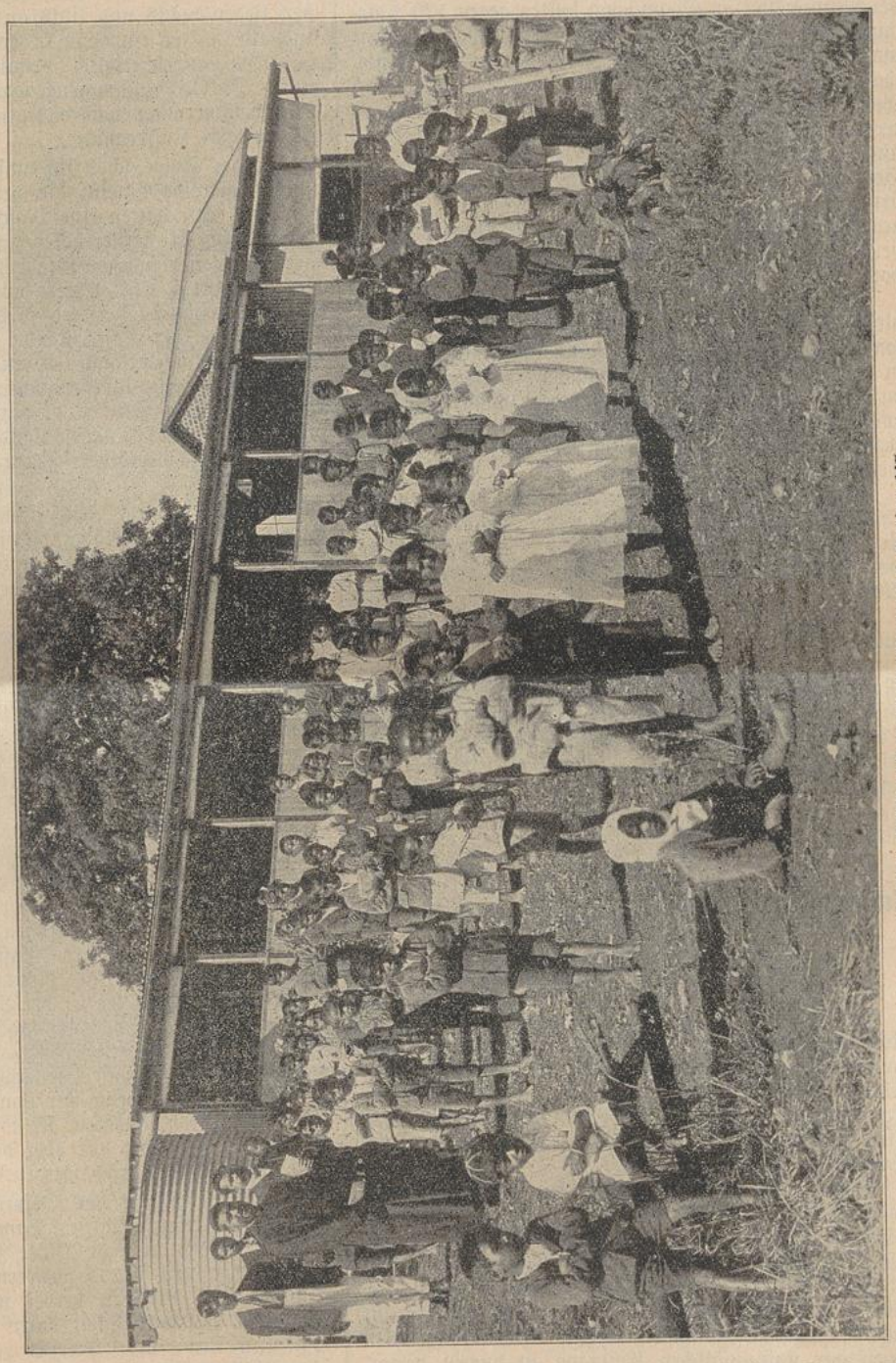
Dambuza leugnete seine Schuld nicht, murrte auch nicht, daß er abermals zurückgestellt wurde, versprach aber gründliche Besserung und hielt getreulich Wort. Er suchte alle seine schönen, aus großen und kleinen Ochsenhörnern geformten Hanfpfeifen zusammen und verbrannte sie schonungslos in seinem Herdfeuer. „Ich will diese Teufelchen verbrennen," sagte er, „besser ist, sie verbrennen alle miteinander in diesem Feuer, als daß ich selber einmal als sündhafter Heide ewig in der Hölle brennen muß! Ich will fortan keine Pfeife mehr haben, will keine mehr sehen, damit ich nicht wieder zur alten Sünde verleitet werde." Das war klug und tapfer gehandelt; doch seine Standhaftigkeit sollte auf eine schwere Probe gestellt werden. Sein Nachbar Naunzi nämlich, mit dem er manches Pfeifchen geraucht hatte, versuchte ihn immer wieder und wieder und lud ihn ein, nach alter Gewohnheit wieder einmal in den Rauchklub zu kommen, der sich fast tagtäglich in seinem Kraale versammelte. Es sei ja ein gar so schönes und süßes Vergnügen, dabei ganz harmlos, wenn man einiger-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

maßen die nötige Vorsicht beobachte. Er wisse das ja aus eigener Erfahrung, er sei dabei alt geworden, weshalb wolle er sich nun plötzlich in seinen alten Tagen von ihm und seinen übrigen guten Freunden ferne halten?... Doch der alte Verführer durfte reizen und locken, wie er wollte, Dambuza widerstand all seinen Einflüsterungen und kam nicht mehr. Daß ihm das eine große, wahrhaft heroische Ueberwindung kostete, ist klar; er gestand mir das selbst einmal offen ein.

Dazu nahm ihn der Herr in die Schule, suchte ihn mit schweren Schicksalsschlägen heim und löste dadurch sein Herz immer mehr von allem Irdischen los. Vom Tode seiner ersten drei Frauen haben wir schon berichtet. Sie starben übrigens alle eines gar schönen, friedlichen Todes. Dagegen wurde Wendelina, eine seiner verheirateten Töchter, die schon zwei Kinder hatte, jählings vom Blitz erschlagen. Sie hatte an demselben Tage ihn, den greisen Vater besucht. Auf dem Heimwege, als sie gerade oben auf dem steilen Bergrücken war, der den Umsimkulu vom Inquanquana trennt, überraschte sie ein Gewitter. Da plötzlich zuckt ein Blitzstrahl am Himmel auf, fährt ihr vom Scheitel übers ganze Rückgrat nieder und tötet sie auf der Stelle. — Der Mann seiner ältesten Tochter Ludmilla verlor das Leben durch einen Sturz vom Pferd; doch der Schlag, der ihn am schmerzlichsten berührte, war der Tod seines ältesten Sohnes und Erben, Mangela mit Namen. Er starb fern von der Heimat im Basutoland, wo er bei einem Farmer arbeitet, und zwar ohne die heilige Taufe. Gerade dieser Umstand betrübte ihn am meisten. Seit der Ankunft der Missionare in Czenstochau war niemand aus seiner Familie ohne die heilige Taufe gestorben, als gerade Mangela, sein Erstgeborener. Das tat ihm in innerster Seele wehe, und heftiger und dringender als je verlangte er nun selbst nach der heiligen Taufe. Die liebsten und teuersten Seelen, die er auf Erden gehabt hatte, waren ihm im Tode vorausgegangen; er ahnte es, wohl bald würde er ihnen nachfolgen, war er doch dem achtzigsten Lebensjahre schon ziemlich nahe.

Sein Wunsch sollte erfüllt werden. Er hatte für-



Indische Missionsschule in Rooikopjes bei Mariannhill.

wahr schon lange genug gewartet, und alle die früheren Hindernisse waren entfernt worden. Dazu bot sich eine schöne Gelegenheit: anläßlich der Einweihung der neuen Herz-Jesu-Kirche und des 25jährigen Gründungsfestes der Missionsstation Czenstochau sollten gegen 120 Katechumenen getauft werden. Unter den Glücklichen war auch Dambuza, weitaus der älteste unter allen Katechumenen, hatte er doch volle 25 Jahre auf diesen Gnadentag warten müssen. Doch frisch und rüstig, in kerzengerader Haltung schritt der Jubilar im Silberhaar an der Spitze der Täuflinge einher, und nahte sich, das Herz voll Freude und heiliger Rührung, dem hl. Taufbrunnen. Er hatte sich selbst den Namen „Gerold" gewählt, und Heinrich, ein Sohn des vor einigen Jahren verstorbenen hundertjährigen Leonard war sein Taufpate.

Mit ihm freuten sich sein Weib Susanna, sowie seine vielen Kinder, Enkel und Urenkel. Auch die Missionare, sowie die älteren christlichen Männer gratulierten ihm, ja die ganze große Gemeinde nahm herzlichen Anteil an seinem Glück und seiner Freude. Endlich gehörte auch er, der schon 25 Jahre lang mit den Katechumenen gegangen war, zur „ibandhla lamakolwa", zur Gemeinde der Gläubigen.

Tags darauf wurde Gerold mit seiner treuen Susanna vom Hochw. Pater Emanuel christlich getraut. Seit Gründung der Missionsstation Czenstochau hatte man kein so hochbetagtes Brautpaar am Traualtar gesehen.

Noch ein großer Gnadentag wartete des greisen Jubilars am Weißen Sonntag 1914, nämlich der Tag seiner ersten heiligen Kommunion. Damit war das Maß seiner Freuden voll. Mit dem greisen Simeon konnte er jetzt ausrufen: „Nun, o Herr, lässest du deinen Diener in Frieden scheiden; denn meine Augen haben gesehen dein Heil, das du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung deines Volkes Israel." Luk. 2, 29—32.

Unsere Hindumission in Rooi-Kopjes (St. Thomas).

(Mit 6 Bildern Seite 217, 229, 231, 232, 233, 235.)

(Fortsetzung.)

2. Ein Besuch beim Maharadsch.

§ — Unter so vielen indischen Kasten, die um Rooi-Kopjes herum vertreten sind, fehlt auch die Brahmanenkaste nicht, aus der alle indischen Priester hervorgehen. Der Unterpriester heißt Fakur und spielt eine Art Küsterrolle, während der Oberpriester, der den Titel Maharadsch führt, im Behaupten seiner Würde und Ansprüche recht schneidig tut.

Eine halbe Stunde von Rooi-Kopjes hat nun solch ein ehrwürdiger Herr sein einfaches Heim aufgeschlagen. „Den besuchen wir heut," erklärt mir Bruder Urban, selbst ein Hindu von Geburt und gegenwärtig Hauptlehrer unserer St. Thomas-Schule in Rooi-Kopjes, „ich möchte nochmals versuchen, eines seiner Kinder für unsere Schule zu gewinnen, obschon ich bereits zweimal einen gar unfreundlichen Empfang zu buchen hatte."

Unser Weg führte der in der vorigen Nummer erwähnten Landstraße, dem alten Elefantenpfad, entlang. Es begegneten uns indes indische Händler, die an langer Stange über der Schulter je zwei Körbe mit Plantageprodukten trugen, andere mit kleinen Pferdefuhrwerken, dazwischen Hindufrauen mit wirrem, schwarzem Haar und malerisch über den Kopf geworfenem Battistschleier, ungewaschene, dunkeläugige Kinder tragend oder an der Hand führend. Ein paar hübsche indische Kramläden und eine kleine Zahl besserer Häuschen liegen rechts und links an der Straße. Dagegen sind alle weiter einwärts in den Plantagen liegenden Häuschen unbeschreiblich primitiv und ärmlich aus altem Wellblech zusammengenagelt oder aus Lehm mit Strohdach errichtet, noch viel armseliger und schmutziger als die letzte Kaffernhütte.

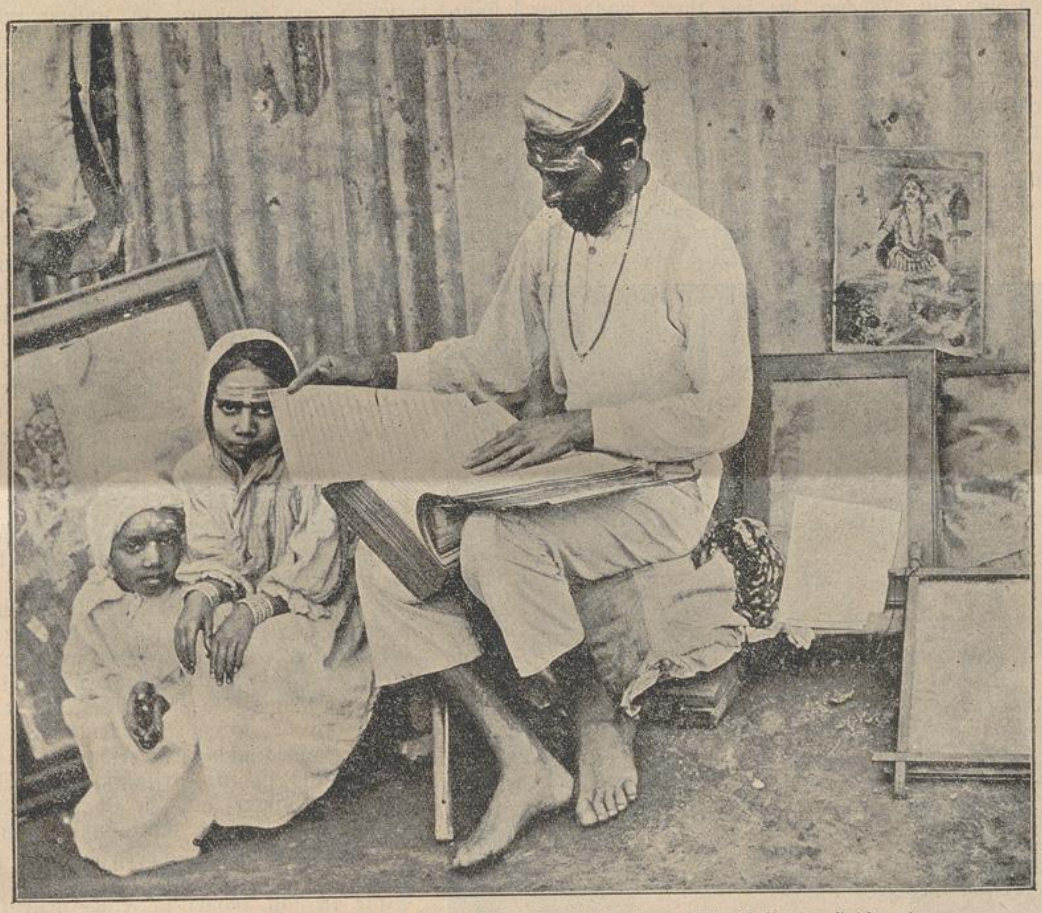
In der Folge schob sich unser Weg links zwischen eine Hügelreihe hinein, die verschiedene Pflanzungen aufwies. Wir hatten eine Moschee und einen indischen Tempel passiert; ferner boten sich unsern Blicken mohamedanische und indische Grabdenkmäler dar; erstere in einfach ernstem Stil, letztere mit grotesken Schnörkeln und Götterfiguren verziert, so daß man hätte glauben können, nicht im Kaffernlande, sondern in einem der fruchtbaren Hügelgelände des indischen Dekan zu wandeln, so sehr trug alles indischen Charakter. Nur das etwa alle halbe Stunde hörbare Ratteln und Tuten eines Autos auf der nahen Landstraße erinnerte daran, daß hier das völkerbeherrschende Albion das Regiment führt.

Nunmehr wurde das Häuschen des Maharadsch sichtbar. Der Titel Maharadsch ist zu unterscheiden von Maharadscha, was einen indischen Großfürsten bezeichnet, dem der Radscha, ein gewöhnlicher König oder Fürst, untergeordnet ist. Der Maharadsch hatte uns offenbar schon von weitem kommen sehen und sich augenscheinlich den fremden Eindringlingen gegenüber, die zu allem Ueberfluß sogar mit einer photographischen Kamera bewaffnet waren, in möglichst unfreundliche Positur gesetzt. Wir fanden ihn nämlich mit gerunzelter Stirn vor seiner Hütte sitzend, ganz vertieft in einen mächtigen Folianten, den er auf den Knien hielt. Um seinen Hals hing die Schnur der „zweimal Geborenen", und zu seinen Füßen hockten seine beiden Kinder.

Bruder Urban leitete das Gespräch ein mit dem Nebenzweck unseres Besuches, nämlich den hohen Herrn auf der photographischen Platte zu verewigen. Potztausend, da blitzte es aber in den Augen des Brahmanen auf! Um vornherein alle unsere Illusionen zu zerstören, erklärte er mit Indignation, wir müßten wohl nicht, wen wir vor uns hätten, er sei der Maharadsch, d. h. der Oberpriester, dem alle anderen Kasten die Subsistenzmittel zu liefern hätten. Die Zumutung, sich photographieren zu lassen, sei unerhört, ja geradezu beleidigend. Selbst wenn wir ihm 100 Pfund Sterling oder 2000 Mark anböten, sei so was rein unmöglich. So der Maharadsch; wir aber dachten: „Nur Geduld, was nicht ist, kann noch werden."

Nun lenkten wir das Gespräch auf seine Berufsarbeiten und seine Studien. Damit trafen wir es besser; er eilte sofort in seine Hütte zurück, schleppte einen zweiten, wohl 25 Pfund schweren Folianten von mindestens 1500 Blättern herbei und begann mit verblüffender Geschwindigkeit darin das Kapitel von den Obliegenheiten der Priester aufzuschlagen. Mir schwindelte es förmlich vor den Augen, als ich die vielen wunderlichen Sanskrit-Schnörkel zu drei bis vier Zoll langen Wörtern aneinandergereiht sah. Bruder Urban erklärte mir jedoch, das seien ganze Sätze, der Maharadsch aber begann diese Sätze in feierlich singendem Ton zu deklamieren und machte zuweilen eine Pause, um das Gelesene zu erklären. Daß er dadurch um volle

50 Prozent in unserer Achtung stieg, versteht sich von selbst. Wir gestanden ihm, daß wir die Auslegung seiner heiligen Bücher höchlichst bewunderten, was zur Folge hatte, daß er eine weitere Anzahl großer gedruckter und geschriebener theologischer Sanskritschriften vor uns ausbreitete und bald hier, bald dort im Auszug vorlas und erklärte. Er verfehlte auch nicht, uns zu versichern, daß in Indien acht Maharadschas acht Jahre lang seine Lehrer gewesen. Dabei breitete er eine Menge Bilder vor uns aus, auf denen allerlei wunderliche Götter postiert waren, darunter solche mit 4, 6, ja 20 Armen, andere mit vielen Häuptern, manche mit einer



Wir fanden den Maharadsch vor seiner Hütte sitzend, in einem dicken Folianten studierend.

Extrareihe von vermenschlichten Schlangenköpfen. Auch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu einigen dieser „Götter" legte er dar. Die ganze Art, wie er uns ein Privatissimum in den religiösen Anschauungen der Brahmanen gab, ließ jedenfalls den Eindruck zurück, daß ihm die bona fides zuzubilligen sei und er alles das wirklich glaube, was er uns vortrug.

Während all dieser Erörterungen hatte der Ausdruck seiner Gesichtszüge, entsprechend dem Barometer seiner Stimmung, allmählich von Sturm und Erdbeben über Veränderlich zu heiterem Wetter sich verstiegen und unsere photographischen Birnen waren nunmehr reif zum Pflücken, namentlich, nachdem wir ihm einige Bilder versprochen. Als einige Photos abgeknipst waren, servierte er uns eine Tasse Tee und beschwor uns zu bleiben, bis seine Gemahlin uns ein Mahl bereitet habe. Dasselbe bestand aus vier Gängen: Zerkleinerte Kokusnußkerne mit Zucker, Paprikasauce mit schwer verdaulichem Pfannkuchen, Erbsen mit der gleichen unverdaulichen Zugabe und endlich Currie (ein Mixtum compositum) mit Reis. In den drei letzten Gerichten spielte ein scharfer Paprikapfeffer eine derart vorherrschende und impertinente Rolle, daß mir über den Genuß alle Schleimhäute zu bersten drohten. Mein Freund, der Indier, jedoch, der von Jugend auf an so starken Pfeffer gewohnt war, hatte für diese Kalamität nicht nur ein homerisches Lachen als Trost, sondern bewies auch mit allen Mitteln der Rhetorik, daß es gegen die gute Sitte verstoße, von den aufgetragenen Gerichten etwas übrig zu lassen. So sehr ich daher anerkennen mußte, daß der Maharadsch den ihm durch seine Vedas vorgeschriebenen Pflichten der Gastfreundschaft genügt habe, faßte ich doch den Entschluß, eine Einladung zu einem so scharfen Souper künftig abzulehnen.

Während wir soupierten, hielt der Maharadsch uns weitere theologische Vorträge an der Hand immer neuer Sanskritschriften, die er aus seiner Bibliothek anmarschieren ließ. Unter anderem trug er uns ein Morgengebet vor, so voll naheliegender und wahrer religiösen Motiven, daß auch ein Katholik es nur billigen konnte. Auf unsere Fragen erklärte uns der Maharadsch, daß trotz der vielen Götterbilder die drei Haupt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gottheiten Brahma, Vischnu und Siwa eigentlich nur Einen Gott ausmachten. Dieser eine Gott sei ein Geist und noch niemand habe ihn gesehen. Diese Vorstellung hat in ihrer bildlichen Auffassung als Eine menschliche Gestalt mit drei Köpfen übrigens auch in der indischen Kunst Eingang gefunden, während Brahma auf einem Schwan sitzend mit vier Gesichtern bildlich dargestellt wird, um seine Allwissenheit anzudeuten. In betreff der vielen anderen Götter erklärte uns der Maharadsch, dies seien Verwandte der Hauptgötter, gewissermaßen Untergötter, von denen jeder für ein bestimmtes, besonderes Anliegen anzurufen sei.

Der Maharadsch hatte zwei hübsche Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die mit ihren wunderbar sanften Augen die fremden Eindringlinge in das priesterliche stille Heim neugierig betrachteten. Der Knabe, 7—8 Jahre alt, legte eine Probe im Lesen von einfachen Sanskritsätzen ab. Es war inzwischen 6 Uhr geworden, die Zeit, zu welcher der Maharadsch seinen Vorschriften gemäß eine religiöse Verpflichtung zu erfüllen hatte. Er ließ sich durch unsere Gegenwart nicht abhalten, nahm ein Büffelhorn zur Hand und tutete einige Male ins Freie hinaus. Hierauf sprach er, in der Haustüre stehend, laut ein Gebet und inzensierte sodann mit einer fackelartig flackernden Oellampe sein Haus.

Wir schieden und es drängte sich uns der Gedanke auf, daß die abergläubischen Hinduheiden doch viel weniger schlimm daran sind als europäische, alles christl.-gläubige stolz negierende Freigeister. Trotz ihrer religiös-verworrenen Ideen beten die Hindus wenigstens zur Gottheit in ihrem Sinne, und da sie noch im unverschuldeten Irrtum sich befinden, so wird Gott auch wohl ihnen ein nachsichtiger Richter sein. Auch einen zweiten praktischen Erfolg hatte unser Besuch noch: der Maharadsch, obschon unserer Mission bisher nicht günstig gesinnt, versprach sein Söhnchen zu unserer indischen Missionsschule zu schicken. Er hielt Wort; schon am folgenden Tage zählte der erste Brahmanenknabe zu unseren hoffnungsvollen Schulzöglingen. (Forts. folgt.)

Sohn des Maharadsch (Brahmane),
der letzteingereihte Schüler in unserer Hinduschule zu Rooi-Kopjes.

Kaffrische Festungen in Rhodesia.

Von Br. Cassian Zengel, R. M. M.

Triashill. — Ich bin über 20 Jahre in Natal gewesen und kam während dieser Zeit auf die meisten unserer Missionsstationen, auch hinüber nach Ostgriqualand in der Kap-Provinz, allein nirgends habe ich jemals eine kaffrische Festung angetroffen, habe auch nie etwas von der Existenz einer solchen gelesen. Hier in Rhodesia dagegen gibt es eine Menge befestigter Orte aus alter Zeit, die alle von den schwarzen Eingebornen erbaut wurden. Zwei derselben, in nächster Nähe unserer Missionsstation gelegen, möchte ich heute in Kürze beschreiben.

Es scheint, daß Rhodesia oder Maschonaland, wie es früher genannt wurde, bis in die letzten Jahrzehnte hinein, viel unter feindlichen Einfällen zu leiden hatte. Wie das kam, ist mir eigentlich ein Rätsel, denn das steinige Land, dem die Bewohner nur mit vieler Mühe den nötigen Lebensunterhalt abringen können, ist so arm, daß es für einen Feind an sich wenig Verlockendes hat. Ich wüßte wahrlich nicht, was er dort holen sollte. Das Klima ist für afrikanische Verhältnisse rauh, im Winter kalt, im Sommer neblicht. Heiße Tage wie in Mariannhill sind hier eine Seltenheit. Der Regen läßt oft 6 bis 7 Monate auf sich warten, und eine gute Ernte ist fast immer in Frage gestellt; die erste und zweite Aussaat ist oft rein umsonst. Seit wir hier sind, mußten wir für die schwarzen Schulkinder Jahr für Jahr um teures Geld mehrere Hundert Sack Mais kaufen. Kurz, das Land ist arm; reich ist es nur an Steinen und an wilden Tieren, namentlich an Affen, Wildschweinen, Löwen und Tigern.

Trotz alledem fielen wiederholt räuberische Stämme ein und zwangen dadurch die Eingebornen, in ihrem berg- und schluchtenreichen Lande für sich und ihre Herden starke, fast uneinnehmbare Festungen anzulegen. Gewöhnlich wählten sie dazu hohe, steile Berggipfel, die an sich schon von einer Menge gewaltiger Steinblöcke umgeben waren und daher leicht verteidigt und noch mehr be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

festigt werden konnten. Die Spalten und wenigen Zugänge wurden mit Bruchsteinen zugemauert, und nur hier und da, ganz versteckt, ein Eingang gelassen, der meist unterirdisch lief und meist so eng und niedrig war, daß man auf allen Vieren durchkriechen mußte. Bei Tag arbeitete das Volk drunten im Tal auf den einzelnen Feldern mit Einbruch der Nacht, oder wenn gerade ein feindlicher Einfall drohte, zog es sich in seine Festung zurück, und mußte dabei das Wasser und alle Lebensmittel durch diese geheimen Gänge schleppen.

Zwei dieser alten Kaffernfestungen finden sich in unserer nächsten Nähe. Die eine ist nur etwa einen Kilometer von Triashill entfernt. Mitten aus derselben ragt ein mächtiger, etwa fünf Meter hoher Steinblock empor. Hier hatte der Häuptling seine königliche Residenz aufgeschlagen, die allerdings nur aus einer armseligen Strohhütte bestand, aber immerhin einen originellen Anblick darbot. Als ich vor vier Jahren hierher kam, hauste der Häuptling noch auf diesem Steinblock, der der größeren Sicherheit wegen auch noch mit einer eigenen Brustmauer umgeben war, hielt fleißig Ausschau über Berg und Tal und fühlte sich offenbar als der „Höchste" im ganzen Land. Das Volk hatte seine Hütten rings um diesen königlichen Thronsitz gebaut. Zwei Baumstämme, an die einige Sprossen gebunden waren, bildeten eine Art Leiter oder Stiege, mittels welcher man durch eine Oeffnung der Brustmauer zur königlichen Residenz gelangen konnte. Nur schade, daß in illo tempore kein Photograph hier wohnte, das hätte ein prächtiges Bild für unser Missionsblättchen und den Kalender gegeben.

Muß noch bemerken, daß diese Kaffernfestung auf der einen Seite, wo sie dem Feinde leichter zugänglich war, mit einer starken Mauer umgeben war. Heute ist diese Mauer halb zerfallen, von den ehemaligen Hütten sieht man nur noch die aus Bruchsteinen gebauten Fundamente, und der Häuptling hat sich mit seinem ganzen Volk unten im Tale angesiedelt. Die meisten sind jetzt getauft, besuchen die Kirche und gehen recht fleißig zu den hl. Sakramenten. Ich selbst habe unter meinen Arbeitern (den Maurern), einen königlichen Prinzen von Geblüt. Er führt den Namen Paulus, ist gesetzt und ernst, willig und anstellig bei der Arbeit und macht mir viele Freude. Sein Herr Papa dagegen will vorläufig von Bekehrung und Christentum nichts wissen; das Haupthindernis bilden jedenfalls seine sieben Weiber. Vielleicht meldet er sich noch, wenn's einmal zum Sterben geht; da ist schon manch' anderer zahm geworden.

Die zweite, ungleich größere Kaffernfestung besuchte ich eines Sonntag Nachmittags mit unserm Bruder Simon. Wir schritten zunächst durch unsern neu angelegten Garten, kamen dann durch ein auf der Höhe gelegenes Wattelwäldchen und wandten uns von hier aus dem Tale zu. Da ging es steil bergab; der ganze Abhang ist mit Steinblöcken wie besät, und mitten hindurch schlängelte sich der schmale Fußpfad, wobei man oft von einem Felsblock zum andern hüpfen muß. Man kann von Glück sagen, wenn man ohne einen Purzelbaum zu schlagen glücklich unten ankommt.

Indisches Grab bei Rooi-Kopjes.

Wir kamen leidlich gut durch, marschierten dann etwa eine halbe Stunde lang im Tal durch verschiedene Maisfelder und Wiesengründe und wandten uns endlich nach rechts, wo ein gewaltiger Bergkegel aufsteigt, auf dessen höchster Spitze die erwähnte Festung liegt. Der Aufstieg war äußerst mühevoll und trieb uns unzählige Schweißtropfen aus. Da plötzlich stehen wir vor einem Steinkoloß, der senkrecht aufsteigend gewiß seine 20 Meter in der Höhe mißt, und rings um ihn liegt noch eine Reihe weißer Granitblöcke, ebenfalls von solch kolossaler Größe, daß sie auf viele Stunden im Lande sichtbar sind.

Ich dachte unwillkürlich, ach, wenn nur einer dieser

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

würfelförmigen Blöcke neben unserer neuen Kirche läge! Der würde uns einen Kirchturm ersetzen. Man könnte einen feinen Glockenstuhl darauf anbringen und dann die Glocken läuten, daß ihr geweihter Schall über Berg und Tal erklänge, um alle Schwarzen ringsum, Heiden wie Christen, zum Gottesdienste einzuladen! Doch das bleibt ein frommer Wunsch, wie es wahrscheinlich wegen Mangel an Geld ein frommer Wunsch bleiben wird, neben unserer neuerbauten Missionskirche ein kleines, wenn auch noch so bescheidenes Glockentürmchen anzubringen.

Doch zurück zu unserer Festung! Wir wollten hinauf, fanden auch zwischen den Steinblöcken einen schmalen Pfad, der anfangs durch eine große Höhle und dann immer höher und höher hinauf führte. Oft mußten wir ganz gebückt gehen, zeitweilig auf allen Vieren durch ein enges Loch kriechen. Endlich waren wir oben. Die Fläche, die wir da fanden, war nicht besonders groß, etwa 100 Meter lang und 20 Meter breit, aber wohlgeschützt, denn die Felswände fielen nach allen Seiten hin senkrecht 20 Meter ab. Es wuchs etwas Gras da oben, auch einiges Gestrüpp, und stellenweise sah man die Ueberreste früherer Hütten. Das schönste war die unermeßliche Aussicht nach allen Himmelsgegenden hin. Nur allzu gerne wären wir in seligem Staunen und Schauen noch lange da oben geblieben, doch die sinkende Sonne mahnte uns zu zeitiger Rückkehr.

Wir krochen zunächst wieder durch die Höhle zurück und wandten uns dann der entgegengesetzten Seite zu. Hier fanden wir einen zweiten befestigten Platz, der wohl viermal so groß war als der oben erwähnte und rings mit einer starken Festungsmauer umgeben war. Ich konnte als gelernter Maurer nicht genug staunen, wie doch diese Schwarzen ohne Schnur, Hammer und Senkblei aus bloßen Bruchsteinen diese mächtigen und doch so exakten und akkuraten Wände aufbauen konnten. Die Festung mag schon seit Jahrhunderten stehen und ist zumal an zwei Seiten noch recht gut erhalten. Wer sie teilweis ruinierte, war nicht etwa ein Feind, der sie eroberte, sondern das waren und sind die losen Hirtenbuben, die sich da herumtreiben und für die es ein Mordsgaudium bildet, wenn es ihnen gelingt, einen Stein aus der Mauer loszukriegen und unter Donnergepolter den steilen Abhang hinunterzurollen.

Beim weiteren Abstieg kam ich selbst ins Rollen. Es gab da eine unfreiwillige Rutschpartie, die übrigens, einige Prellungen und Schürfungen abgerechnet, noch glücklich ablief. So was muß man eben bei einer afrikanischen Tour mit in den Kauf nehmen. Unweit der Station begegneten uns mehrere Trupps kaffrischer Weiber und Mädchen, die vom Tauf- und Kommunion-Unterricht kamen und nun wieder in ihre Kraals zurückkehrten. Ich bin sicher, daß viele von ihnen um diese Zeit — die Sonne begann schon hinter den nächsten Bergen zu verschwinden — noch n ü c h t e r n waren. O diese armen Leute! Sie haben wirklich große Opfer zu bringen. Ein paar am offenen Feuer geröstete Maiskolben ist für viele alles, was sie am Abend genießen.

Ich denke jetzt schon ans kommende Weihnachtsfest, wo wieder gegen 800 schwarze Negerkinder ihre Händchen nach Brot und einigen Kleidungsstücken ausstrecken werden. Wer will mir behilflich sein, diese schwarze Kinderschar am kommenden Weihnachtsfeste, dem 25., das ich in Afrika feiern werde, zu befriedigen? Für jede, auch die kleinste Gabe, sage ich zum Voraus ein herzliches „Vergelt's Gott."

O üb' Barmherzigkeit, mein Kind,
Und üb' sie jeden Tag,
Daß aus der Nächstenliebe dir
Viel Segen kommen mag!
Im Schwarzen sieh den Bruder dein,
Sei stets zur Hilf bereit.
Es lohnt's der Herr mit reichem Zins
Schon hier und in der Ewigkeit.

Hoch zu Roß und tief am Boden.

Von Schwester M. Engelberta, C. P. S.

(Schluß.)

Czenstochau. — Ich könnte noch viele andere Reise-Abenteuer erzählen, fürchte jedoch, damit die geehrten Leser zu ermüden. Zum Schlusse sei nur noch eines in aller Kürze erwähnt, weil es zugleich einen Einblick in ein gewisses Gebiet unseres afrikanischen Arbeitsfeldes gibt.

Vor mehreren Jahren sollte Schwester Rosa, damals Oberin von Mariatal, dringender Geschäfte halber nach St. Johann oder St. Johns, wie die Engländer sagen, gehen. Es ist das ein Weg von etwa 30 Kilometern, und Schwester Rosa, eine geübte Reiterin, hoffte an einem Tage hin und zurückzukommen. Schon in aller Frühe ritt sie von Mariatal fort und wählte auf den Rat des sie begleitenden Kaffernjungen einen angeblich viel kürzeren Fußpfad. Sie hofften, noch vor Mittag in St. Johann zu sein, doch es verging Stunde um Stunde und die heißersehnte Missionsstation kam noch immer nicht in Sicht. Die Gegend wurde immer unbekannter, immer menschenleerer; der schmale, steinige Fußpfad führte an grausigen Schluchten vorbei, zog sich jetzt einen steilen Berg hinan, um sich kurz darauf in abgrundlosen Tiefen zu verlieren.

Die beiden Reisenden hatten sich offenbar total verirrt. Da war weit und breit kein Kraal, keine Hütte, kein Mensch; zuletzt auch kein einziger gangbarer Fußpfad mehr. Was nun? Schon neigte sich die Sonne bedenklich dem Untergange zu, und sie wollten doch um jeden Preis noch vor Einbruch der Nacht die Missionsstation erreichen. Da endlich erblickten sie ein menschliches Wesen. Es ist ein wilder, unfreundlich dareinblickender Heide, der die beiden einsamen Wanderer, namentlich aber die ihm so fremde Missionsschwester mit argwöhnischen Blicken mustert. Sie fragen ihn, wie weit es noch nach St. Johann sei, und welcher Weg dorthin führe. Der unheimliche Mann aber murmelt nur ein paar unverständliche Worte und entfernt sich dann mit drohenden Blicken.

Planlos reiten sie eine gute Strecke weiter, da treffen sie mit einem zweiten Kaffern zusammen. Er ist freundlicher, bedeutet ihnen aber, daß sie die Richtung total verfehlt hätten. Damit war alle Aussicht, am gleichen Abend noch bis St. Johann zu kommen, dahin!

Schon ist die Sonne hinter den kahlen Bergen verschwunden, es wird dunkler und dunkler, bald ist es so stockfinstere Nacht, daß das Pferd, das keinen Weg und Steg mehr sieht, einfach stehen bleibt. Die Schwester steigt ab, doch der Begleiter, ein Junge von etwa 16—17 Jahren, drängt ängstlich zum Weitergehen; er fürchtet sich offenbar, hier unter freiem Himmel zu übernachten. Schwester Rosa wäre gerne auf seinen Wunsch eingegangen, allein es war so finster, daß man nicht einmal

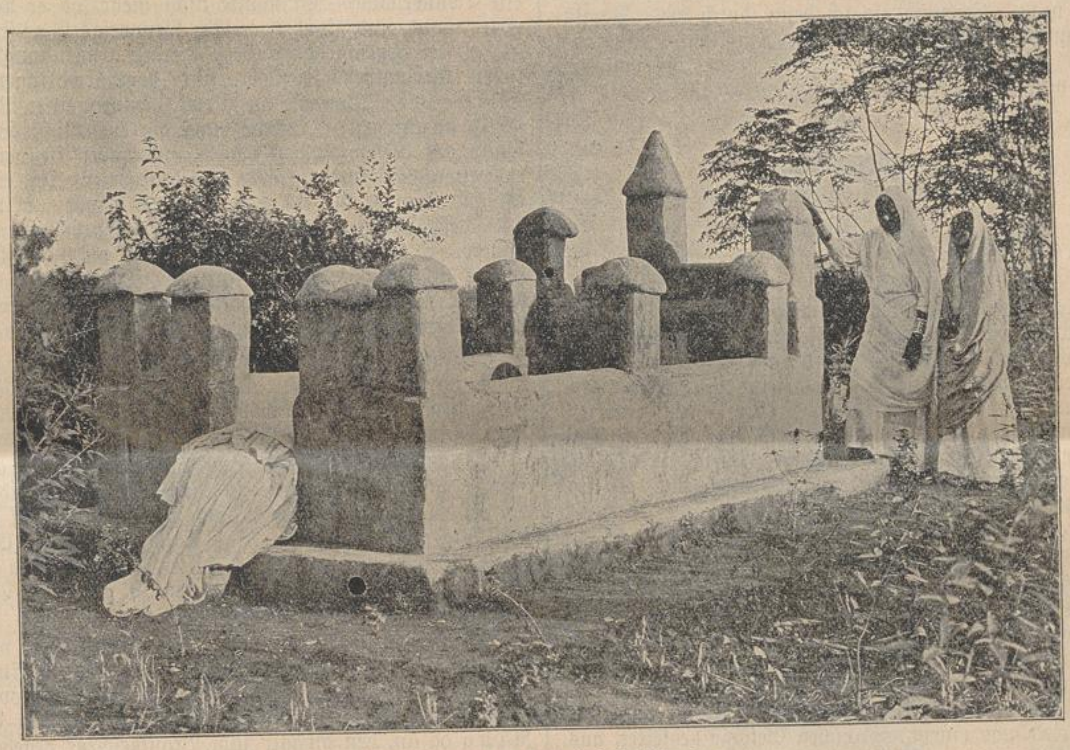
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Hand vor den Augen sah, geschweige denn einen gangbaren Fußpfad. Sie hätten geradezu auf Händen und Füßen fortkriechen müssen, abgesehen von der Gefahr, plötzlich in eine der vielen Schluchten und schauerlichen Tiefen zu fallen, an deren Rande man sogar am hellen Tag mit großer Vorsicht wandeln mußte. Nein, sie kann nicht weiter, und setzt sich einfach neben ihrem Pferde nieder.

Der Knabe aber sagte, er wolle trotz der Finsternis weiter gehen und schauen, ob er nicht irgendwo eine menschliche Wohnung finde. Tatsächlich sah man in weiter Ferne unten im Tal zeitweilig das Leuchten eines eigentümlichen Lichtes, vielleicht war es das Flackern eines Herdfeuers in einem Kaffernkraal. Nach dieser Richtung hin tastete der geängstigte Junge fort. und zögerte daher, ihm zu antworten. Schließlich fand er sie aber doch, und nun klärte sich alles auf.

Es war eine lange, bange Nacht. Die Schwester, wie gesagt, fürchtete sich nicht, der Kaffernknabe aber, sonst ein strammer, mutiger Junge, zitterte wie Espenlaub. Endlich begann es im Osten zu tagen. Die beiden Wanderer machten sich wieder auf, fanden in Bälde den richtigen Weg und kamen noch im Laufe des Vormittags, wenn auch hungrig und todmüde, glücklich nach St. Johann.

Letzteres war dazumal noch eine sehr kleine, höchst ärmlich eingerichtete Station. Man konnte den armen Reisenden in der Eile nichts anderes vorsetzen, als eine rasch aufgewärmte Bohnensuppe, die vom vorigen Abend übrig geblieben war. Doch der Hunger ist ein



Mohamedanisches Grab bei Rooi-Kopjes.

Nun ist die Schwester in der finsteren Nacht mutterseelenallein. Kein Sternlein leuchtet am Himmel; es ist ihr so fröstelnd, denn es senkt sich mit zunehmender Nacht ein dichter, naßkalter Nebel über die Gegend nieder, und sie hat nichts, weder einen Mantel, noch ein Schal bei sich, um sich ordentlich einhüllen zu können. Doch sie fürchtete sich nicht, sie wußte sich in Gottes Hand, zog einfach ihr Rosenkränzlein heraus und betete, bis ihr die Augenlider schwer wurden.

Da hörte sie plötzlich in nicht allzu großer Ferne ein lautes, hohles Rufen. Es war der Kaffernjunge, der den Rückweg zu ihr suchte. Der Schimmer, den er gesehen hatte, war ein Irrlicht gewesen, und er wäre bald in einen gefährlichen Sumpf hineingeraten. Jetzt wollte er wieder zurück, konnte aber den Weg nicht mehr finden. Deshalb rief er, damit die Schwester ihm Antwort gebe, und er sich dadurch wieder orientieren könnte. Diese aber kannte anfänglich seine hohle, durch die vorgehaltenen Hände so unheimlich klingende Stimme nicht, guter Koch, und nach solchen Strapazen ist man nicht wählerisch.

Schwester Rosa begann hierauf von ihrem nächtlichen Abenteuer zu erzählen und fragte bei diesem Anlaß ihren schwarzen Begleiter, weshalb er sich denn gar so sehr gefürchtet habe. „Schwester", entgegnete dieser ernst, du wußtest nicht, in welch verrufener Gegend wir da übernachten mußten. Es hausen gar übel gesinnte Doktoren und Zauberer in jenen einsamen Bergschluchten. Erst kürzlich wurde daselbst die gräßlich verstümmelte Leiche eines Mannes aufgefunden, den jene Unholde getötet und ihm dann das Gehirn, Herz und Eingeweide herausgenommen haben, um daraus ihre abergläubischen Medizinen zu bereiten. Hätten diese Bösewichte gewußt, daß sich abermals eine Person schutzlos in der Nähe befinde, Schwester, wer weiß, wie es uns beiden diese Nacht ergangen wäre?"

So der Kaffernjunge. Die Schwester hörte ihm nicht ohne Grauen zu, und dankte nun doppelt der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

göttlichen Vorsehung, für den augenscheinlichen Schutz, den sie hier erfahren hatte. Und sowohl in St. Johann, wie in Mariatal, wohin sie am nächsten Tag auf dem gewöhnlichen Wege zurückkehrte, schlossen sich die übrigen Schwestern ihrem Danke an. —

Damit für heute genug. So Gott will, werde ich in Bälde wieder etwas erzählen. Ich gestehe, es ist mir allmählich fast eine Art Bedürfnis geworden, zeitweilig mit unseren geehrten Lesern und Leserinnen so ein kleines Plauderstündchen zu halten; auch habe ich dabei eine willkommene Gelegenheit, meine Dankesschuld abzutragen für die mancherlei freundlichen Briefe, die mir zugehen, sowie für die hübschen Stoffreste, Kleidchen, Rosenkränze usw. Von manchen Wohltätern und Wohltäterinnen ist mir die Adresse bekannt, von der Mehrzahl nicht. Darum rufe ich heute durch das „Vergißmeinnicht" allen zusammen ein herzliches „Vergelt's Gott" zu. Leben Sie wohl und seien Sie von uns und unseren dankbaren Schwarzen gegrüßt! —

Genovefa.

Nach Christoph von Schmid.

13. Kapitel.

Graf Siegfried findet seine Gemahlin Genovefa wieder.

Es vergingen Jahre, bis sich der Graf bereden ließ, nur wieder aus seinem Schlosse zu gehen. Am ehesten ließ ihn noch die Jagd, wofür der Graf von Jugend auf eine große Vorliebe hatte, seine Schwermut vergessen. Als die benachbarten Ritter das merkten, jagten sie sehr oft, bald Hirsche und Wildschweine, bald Wölfe und Bären, wovon es damals in Deutschland noch genug gab, und der Graf mußte jedesmal mit auf die Jagd.

Auf das Zureden seines treuen Dieners Wolf gab der Graf auch einmal ein großes Jagen und lud die benachbarte Ritterschaft dazu ein. Es war gegen Ende des Winters, und die Jagd sollte am ersten heiteren Tag nach einem frischgefallenen Schnee stattfinden. Ein mächtiger Eichbaum an einer Ecke des Waldes wurde zum gemeinsamen Versammlungsplatze ausersehen. Der Tag kam, und mit Anbruch der Morgenröte zog Graf Siegfried, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, aus. Die meisten waren zu Pferd. Die Waldhörner hallten freudig durch den Wald und scheuchten von allen Seiten das Wild auf. Es begann die Jagd, und bald war eine Menge Hirsche und Wildschweine erlegt.

Der Graf stieß auf ein Stück Wild, das er aber mit seinem Wurfspieß verfehlte. Er setzte ihm nun zu Pferde nach. Das Tier floh durch Dornen und Gesträuche und über Felstrümmer dahin, und versteckte sich endlich in — Genovefas Höhle. Denn es war eben die treue Hirschkuh, von deren Milch sich Genovefa und ihr Sohn schon solange ernährten.

Da der Graf auf dem felsigen Terrain nicht mehr weiter reiten konnte, stieg er ab, band sein Pferd an eine Tanne, verfolgte die Spur des Tieres in dem neugefallenen Schnee und kam so zur Höhle. Er schaute hinein und erblickte in dem dunklen Hintergrunde eine ganz abgezehrte menschliche Gestalt mit todbleichem Angesichte. Es war Genovefa, die ihre schwere Krankheit zwar überstanden hatte, aber noch so schwach und entkräftet war, daß sie sich in dieser Wildnis wohl kaum mehr erholt haben würde.

„Wenn du ein Mensch bist," rief der Graf in die Höhle hinein, „so komm heraus ans Tageslicht!" — Genovefa kam heraus, in das Schaffell eingehüllt, die Schultern von ihren langen, goldenen Haaren bedeckt, mit bloßen Armen und Füßen, zitternd vor Frost und blaß wie eine Sterbende.

„Wer bist du und wie kommst du hieher?" rief der Graf, indem er bestürzt einen Schritt zurückwich, denn er erkannte sie nicht mehr. Genovefa aber hatte ihren Gemahl sogleich auf den ersten Blick erkannt.

„Siegfried", sagte sie mit schwacher Stimme, „ich bin deine Gemahlin Genovefa, die du zum Tode verurteilt hast. Aber, Gott weiß es, ich bin unschuldig!" —

Da war es dem Grafen nicht anders, als träfe ihn ein Donnerschlag. Er wußte nicht mehr, ob er wache oder träume und glaubte, er sähe Genovefas Geist. — — „O du abgeschiedener Geist meiner armen, unglücklichen Gemahlin", rief er mit herzdurchdringender Stimme aus, „kommst du zurück, mich meiner Blutschuld anzuklagen? Wurde etwa die entsetzliche Blutschuld auf diesem Boden verübt und haben sie deinen entseelten Leib in der Höhle hier begraben? Ja, so ist es, und nun wendet sich dein Leib im Grabe um, weil ich, dein Mörder, deiner friedlichen Grabstätte mich nähere. O kehre zurück, du seliger Geist, mein Gewissen foltert mich schon schrecklich genug. Kehre zurück und bete für mich, für einen armen Mann, der auf Erden keinen Frieden mehr finden kann!" —

„Siegfried", sagte Genovefa weinend, „liebster Gemahl, ich bin kein Geist. Siehe, ich bin wirklich deine Gemahlin Genovefa. Ich lebe noch; die beiden Männer, die mich hinrichten sollten, haben mich verschont!"

Der Graf war aber von Schrecken und Entsetzen noch immer ganz betäubt, und als ihn Genovefa freundlich bei der Hand ergreifen wollte, zog er sie scheu zurück mit den Worten: „Laß mich, deine Hand ist kalt wie Eis! Oder ja, zieh mich mit deiner kalten Totenhand zu dir hinab ins Grab! Denn das Leben ist mir eine Last, und Sterben wäre mir Gewinn!"

„Siegfried, liebster Gemahl", begann Genovefa wieder und blickte ihn dabei so liebreich an, wie ein Engel des Himmels, „wie, kennst du denn deine Genovefa nicht mehr? Sieh, ich bin es wirklich. Schau nur den Ring da an, den du mir zum Brautgeschenk gegeben; ich trage ihn noch immer an meiner Hand. O komm doch zu dir selbst!" —

Da war es dem Grafen, als erwache er aus einem schweren Traume. „Ja, du bist es", rief er aus und fiel ihr wie vernichtet zu Füßen. Seine Augen ruhten lange auf ihrer abgehärmten Gestalt und er konnte eine Zeitlang kein Wort mehr hervorbringen. Endlich brach er in einen Strom von Tränen aus und rief: „Du also, du bist meine Gemahlin! Du bist jene so lieblich blühende Genovefa! Und nun in diesem Elende! Und von mir selbst in dieses Elend hinausgestoßen! O ich Unseliger bin nicht wert, daß mich die Erde trägt! Genovefa, kannst du mir verzeihen?"

Genovefa sagte weinend: „Liebster Siegfried, ich habe dir nie gezürnt, ich liebte dich immer, denn ich wußte ja, daß du nur betrogen wurdest. O steh' auf und komm in meine Arme! Siehe, ich weine vor Freude, dich wieder zu sehen!" —

„Wie, du gibst mir kein einziges böses Wörtchen? O Engel des Himmels, du sanfte, liebe Seele! Was habe ich getan, dich — dich so zu beleidigen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„O rede nicht länger darüber, Siegfried! Gott hat es so gefügt. Es war gut für mich, daß ich in diese Wildnis kam; vielleicht hätten mich der Reichtum und der Glanz dieses Erdenlebens noch verdorben; in der Wüste aber fand ich Gott und den Himmel!"

Während sie noch sprach, kam Schmerzenreich. Er hatte nichts als sein Schaffellchen um den Leib und watete mit bloßen Füßen durch den Schnee, was er aber gar nicht zu achten schien. Unter dem Arme trug er einige frische, tröpfelnde Kräuter, die er eben an der Quelle gepflückt hatte, und in der Hand hielt er eine eßbare Wurzel.

Als der Knabe den Grafen in der prächtigen ritterlichen Kleidung mit dem hohen, wallenden Federbusch auf dem Helm erblickte und sah, wie seiner lieben Mutter die hellen Tränen über die Wangen liefen, stutzte er eine Weile und rief dann aus: „Mutter, ist dies vielleicht einer von den bösen Menschen, und ist er hieher gekommen, dich umzubringen? Ich lasse dir nichts geschehen, eher soll er mich totschlagen, als daß er dir ein Leid zufüge!"

Genovefa erwiderte freundlich: „O liebes Kind, fürchte dich nicht. Siehe ihn nur an und küsse ihm die Hand! Es ist dein lieber, guter Vater. Siehe, er weint über unser Elend; der liebe Gott hat ihn geschickt, daß er uns davon erlöse und uns mit sich nach Hause nehme!"

Da blickte der Knabe voll Freude und Staunen zu seinem Vater auf. Er war mit seinen krausen, blonden Locken, der edlen Stirn und den großen, funkelnden Augen das reine Ebenbild seines Vaters. Der Graf aber war hocherfreut, als er den holden, blühenden Knaben erblickte, zugleich aber auch vom innigsten Mitleid durchdrungen über dessen armseligen Anzug. Sein ganzes Herz entbrannte von väterlicher Liebe zu diesem seinem Kinde. „O mein Sohn, mein liebster Sohn," rief er aus, „komm in meine Arme!" Er küßte den Knaben, nahm ihn auf den Arm, umschlang mit dem anderen Genovefa und blickte mit Augen voll Tränen zum Himmel auf mit den Worten: „O Gott, das ist zu viel der Seligkeit für mein armes Herz! Wider alles Hoffen und Denken halte ich da zum erstenmale mein liebes Kind auf dem Arme und neben mir steht mein liebes, mir wie vom Tode zurückgegebenes Weib!" — Genovefa aber betete mit innig gefalteten Händen zum Himmel aufblickend: „O Gott, du bist unendlich reich im Geben und weißt dem menschlichen Herzen durch einen Augenblick den Jammer vieler Jahre reichlich zu vergüten! Dir sei Dank!" Auch der kleine Schmerzenreich faltete ungeheißen seine Händchen zum Gebete und wiederholte die Worte seiner Mutter: „Lieber Gott, Dir sei Dank!"

Genovefa erkundigte sich hierauf nach ihren Eltern: „Leben meine lieben Eltern noch? Geht es ihnen wohl in ihrem hohen Alter? Wissen sie, daß ich unschuldig bin? Ach, schon sieben Jahre beweinen sie mich als tot und ich selbst habe seitdem nichts mehr von ihnen gehört." — Graf Siegfried entgegnete: „Ja, sie leben noch, befinden sich wohl und wissen von deiner Unschuld. Noch heute will ich einen reitenden Boten mit der Freudenbotschaft an sie absenden, daß du wieder gefunden bist."

Genovefas Freude und Dank bei dieser Nachricht kann man sich denken. Sie führte hierauf ihren Gemahl in ihre Höhle, denn sie konnte es mit bloßen Füßen in dem Schnee vor Frost nicht länger aushalten. Mit tiefer Wehmut betrachtete Siegfried die rauhen Wände, das Lager von Moos, die etlichen Kürbisschalen und Binsenkörblein, die Genovefas ganze Einrichtung ausmachten und von ihrer Armut zeugten. Er sah mit

Maria, die Rosenkranzkönigin.

frommer Rührung das kleine Kreuz in der Nische und den Stein davor, der von Genovefas Knien ganz glatt und ausgerundet war, schaute durch die Oeffnung der Höhlung hinaus auf die steilen Felsen, die das enge Tal umschlossen und auf die schwarzen Tannen, die noch voll Schnee hingen, und seine Tränen flossen aufs neue. „O Genovefa", rief er aus, „durch welch ein Wunder seiner Allmacht hat dich Gott in dieser schrecklichen Wildnis erhalten? Sieben lange Jahre ohne einen Bissen Brot, ohne Feuer im Winter, ohne ein warmes Bett, ohne eine ordentliche Kleidung, eine Herzogstochter, die auf Silber speiste und aus goldenem Becher trank! — O

welch' unaussprechlichen Jammer habe ich über dich gebracht! Und dennoch liebst du mich, du gute, treue Seele! O was ist es doch um gute Menschen!" —

Doch Genovefa suchte ihn mit den Worten zu beruhigen: „Siegfried, glaube mir, ich habe in dieser Wildnis auch viele Freuden genossen. Gibt es denn in den stolzen, wohl eingerichteten Palästen keine Leiden? Und littest du weniger als ich? Doch laß das gut sein und sieh' dafür deinen Sohn an. Sieh', wie seine Wangen wie Purpur glühen. Bei ungekünstelter Nahrung und in Gottes frischer Luft wurde er gesund und stark. In unserem Schlosse wäre er vielleicht verzärtelt worden und würde blaß und elend aussehen, wie so manche Kinder vornehmer Leute. Darum sei fröhlich und danke Gott!"

Genovefa nahm nun auf dem steinernen Sitz in der Höhle Platz; der Graf setzte sich zu ihr und nahm den kleinen Schmerzenreich auf den Schoß. Sie erzählte ihm, wie wunderbar Gott sie und ihren Sohn erhalten habe von dem Augenblicke an, da die Hirschkuh zuerst zu ihnen in die Höhle kam bis zur Stunde, da das gute Tier, vom Grafen verfolgt, hier seine Zuflucht suchte. Der Graf hörte mit der innigsten Teilnahme zu und rief am Ende gerührt aus: „Wunderbar bist du, o Gott, in deinen Fügungen und unendlich reich an Mitteln, die Menschenkinder zu retten! Als ich mein liebes Weib und mein Kind grausam verstoßen hatte, und sie in ihrer Not hätten verschmachten müssen, da hast du, barmherziger Gott, durch dieses gutmütige Tier hier, beide vom Hungertode gnädig errettet. Und als ihre Not abermals aufs höchste stieg, als die Mutter vor Mangel und Elend dem Tode nahe war, das arme Kind auf dem Wege zu mir durch diese schreckliche Wildnis voll reißender Tiere hätte umkommen müssen, und mir kein menschlicher Mund ihre Not ansagen konnte, da hast du, allwissender Gott, es so gefügt, daß dieses nämliche stumme Tier mein Wegweiser zu ihrer Wohnung werden mußte. Gar leicht und wunderbar weißt du überall zu helfen in jeder Not. Daher wollen wir auch jederzeit auf dich, du liebreichster Vater, unser ganzes Vertrauen setzen!" — (Fortsetzung folgt.)

Gehet zu Joseph!

Einer unserer Studenten schreibt: „Etwa ein Jahr hatte ich im Mariannhiller Missionshause „St. Paul" studiert, als ich plötzlich von heftigen Kopfschmerzen befallen wurde. Ich ging zum Arzt, setzte das Studium aus und arbeitete ein Vierteljahr lang in frischer Luft, doch die Kopfschmerzen blieben. Auf Anraten meiner Obern reiste ich in die Schweiz, zu meinen lieben Eltern zurück, vom Klimawechsel Besserung meines Leidens hoffend. Hier nahm ich Bäder und verschiedene Medizinen; nach zehn Monaten ließen die Kopfschmerzen nach, ich hielt mich für geheilt und reiste nach „St. Paul" zurück, doch nach wenigen Studientagen war das alte Leiden schon wieder da. Nun wandte ich mich an einen himmlischen Arzt, den hl. Joseph, hielt ihm zu Ehren eine Novene und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Das half; seit jener Zeit sind meine Kopfschmerzen total verschwunden. Dem guten heiligen Joseph sei tausendfacher Dank gesagt!"

„Ich hatte an einem Arme heftige rheumatische Schmerzen," schreibt eine Vergißmeinnicht-Leserin aus Amerika, „und nahm daher neben andern Heiligen meine Zuflucht zum hl. Joseph, indem ich zugleich ein Missionsalmosen von 5 Dollar versprach. Gott und seinen Heiligen sei Dank, meine großen Schmerzen haben sogleich aufgehört." — „Im Oktober v. J. bekam ich durch einen Fall ein böses Knie; es sammelte sich Wasser an, und der Arzt sprach schon von einer Operation. Da wandte ich mich an U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe und an den hl. Joseph, hielt eine Novene und versprach Veröffentlichung. Noch fühle ich etwas Schmerz im Knie, doch eine Operation war nicht notwendig. Aus Dank lege ich für die Mission ein Päckchen mit Briefmarken, Staniol, Rosenkränzen usw. bei; das Portemonnaie ist für die standhafte Brigitta in Triashill." — „Ich bin Priester und habe eine kränkliche Mutter bei mir, weshalb wir auf die Hilfe eines Dienstmädchens angewiesen sind. Nun hatten wir schon vier Jahre lang häufigen Dienstbotenwechsel; das eine Mädchen wurde krank, das andere war für ein Pfarrhaus unbrauchbar, kurz, es war für uns eine recht mißliche Sache. Endlich, nachdem ich die Sache vertrauensvoll dem hl. Joseph anempfohlen hatte, bekamen wir ein Dienstmädchen, das sich von den übrigen unterscheidet, wie Tag und Nacht. Drum, wer in Not ist, gehe zum hl. Joseph! Veröffentlichung war versprochen."

„Nach meiner Schulentlassung trat ich bei einem Schreiner in die Lehre, hatte aber ein so schweres Fassungsvermögen, daß ich schon daran dachte, wieder auszutreten. Aufgemuntert durch die vielen Gebetserhörungen im „Vergißmeinnicht" wandte ich mich zuvor an den hl. Joseph, der ja Zimmermann gewesen. Nun wurde mit einem Schlage alles anders, ich machte rasche Fortschritte und habe nun große Freude an meinem Beruf." — „Ich hatte lange Zeit große Furcht vor der heiligen Beichte und die vorgeschriebene Monatsbeicht war mir eine große Pein. Da faßte ich ein großes Vertrauen zur lieben Muttergottes, sowie zum heiligen Joseph und hl. Antonius und sandte auch ein Almosen als „Antoniusbrot" an die Mission ein. Seitdem finde ich eine wesentliche Erleichterung, füge auch noch bei, daß mir das so lieb gewordene Büchlein „Die Himmelsleiter" großen Trost gewährt." — „Eine Prozeßsache, die mir ungerechterweise angehängt wurde, machte mir viele Sorgen. Ich hielt eine Novene, empfing zu Ehren des hl. Joseph die heiligen Sakramente und spendete ein Missionsalmosen von 21 Mark zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen Joseph, und es wurde mir, als alle menschliche Hilfe vergebens schien, in ganz auffallender Weise geholfen. Auch in schwerer Gemütskrankheit und sonstigen Anliegen fand ich Hilfe und will meinen Dank durch ein jährliches Missionsalmosen bekunden." — „Wir hatten eine Krankheit im Stall und versprachen im Falle der Erhörung zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Antonius fünf heilige Messen lesen zu lassen. Kurz darauf war alle Gefahr verschwunden. Gott und den lieben Heiligen sei Dank! Veröffentlichung war versprochen." —

Eine Fabrikarbeiterin aus Schwaben wandte sich in einer Krankheit an den hl. Joseph, fand Hilfe und schickte aus Dank ein Missionsalmosen von 120 Mark. (Der Herr lohne ihr eine solche Opferwilligkeit!) Ein Priester schreibt: „Erfreut darüber, daß im „Vergißmeinnicht" dem hl. Joseph so innige Verehrung gezollt wird, wandte sich eine recht schwerkranke Mutter voll Vertrauen an den genannten Heiligen und gelobte im Falle der Erhörung Veröffentlichung. Ihr Gebet wurde erhört, aus Dank schickt sie der Mission 10 Mark als sogenanntes „Antoniusbrot."" — „Es wurde mir von ärztlicher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seite eine schwere Operation angekündigt; mein Vater nahm unter dem Versprechen eines Missionsalmosens von 10 Mark seine Zuflucht zum hl. Joseph, während ich selbst zur lieben Muttergottes, sowie zum hl. Antonius und Judas Thaddäus flehte und versprach, ein Heidenkind auf den Namen „Maria" taufen zu lassen. Mit Freuden erfülle ich heute mein Versprechen und sage den genannten Heiligen öffentlich meinen Dank." — „Ich gelobte in großer Not Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht", falls ich durch Hilfe des hl. Joseph, des hl. Antonius und der lieben armen Seelen aus derselben befreit würde, und begann in dieser Meinung eine Novene und ließ drei heilige Messen lesen. Sozusagen plötzlich war aller Kummer gehoben. Fast gleichzeitig erhielt ich von drei verschiedenen Stellen Offerten für Stellen, darunter eine, die ich seit vielen Wochen trotz Bemühungen nicht hatte erlangen können." Eine Schneiderin schreibt: „Wir waren im Winter in großer Not, weil wir keine Arbeit hatten. Kaum aber hatte ich zu Ehren des hl. Joseph eine Novene gehalten und die hl. Kommunion empfangen, da kamen Aufträge genug. Ich lege ein kleines Almosen für die Heidenkinder bei."

Andere Berichte lauten: „Dank dem hl. Joseph für den glücklichen Verkauf eines Hauses, für die Heilung eines langwierigen Halsleidens, für guten Fortgang im Geschäft, für die Wiedererlangung einer Geldsumme, die ich auf einen Schuldschein ausgeliehen hatte, und Befreiung von einem Eidschwur, für Hilfe in großer Zahlungsschwierigkeit, für die Besserung eines Sohnes, für das Gelingen eines Baues, für die Wiederherstellung des häuslichen Friedens unter meinen Verwandten, für die wiedererlangte Gewissensruhe, für Befreiung von einem Augenübel, für die Genesung eines Familienvaters und eines Kindes, für den glücklichen Verlauf einer Operation usw."

„Nach Anrufung der Fürbitte der lieben Muttergottes und des hl. Joseph habe ich in einem schweren Seelenanliegen Erhörung gefunden. Schicke aus Dank 20 Mark zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen „Joseph", und 50 *M* Missionsalmosen wegen Erhörung in einem besonderen Anliegen." — „Ich sollte am folgenden Tag ein neues Amt antreten, wurde aber in der Nacht von einem heftigen Fieber befallen, das von Stunde zu Stunde stieg. In meiner Not wandte ich mich an die liebe Muttergottes und an den hl. Joseph. Mein Gebet wurde erhört, denn am nächsten Morgen war das Fieber, das sonst mehrere Tage anzuhalten pflegte, vollständig geschwunden, ohne weitere Folgen zu hinterlassen. Anbei ein kleines Opfer für die Mission." — Eine Witwe läßt sich also vernehmen: „Ich muß gestehen, infolge jahrelangen Kummers hatte mein Vertrauen zum hl. Joseph etwas Schiffbruch gelitten. Da kam mir vor einiger Zeit eine Probenummer des „Vergißmeinnicht" in die Hände, und ich las mit Staunen den Artikel „Gehet zu Joseph". Das hat mich geistig neubelebt; ich begann wieder, dem hl. Joseph mit vollem Vertrauen all' meine Anliegen vorzutragen, namentlich bat ich ihn, meinen Willen zu stärken und mir bei meinen vielen Sorgen die drückende Schwermut abzunehmen, damit ich wieder besser beten und mich recht in Gottes heiligen Willen ergeben könne. Seitdem ist neuer Mut und festes Gottvertrauen in mich eingekehrt und sehe ich getrost der Zukunft entgegen."

„Ich war von einem Lungenleiden angegriffen, so daß ich ein ganzes Jahr nicht arbeiten konnte. Als ich später wieder eine Stelle annahm, hielt ich eine Novene zu Ehren der allerseligsten Jungfrau und des hl. Joseph und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht", wenn ich im Laufe dieses Jahres nicht wieder krank würde. Seit dieser Zeit bin ich keine Stunde mehr krank gewesen. Desgleichen fand mein Bruder, der lange ohne Arbeit gewesen war, eine gute Stelle, nachdem meine Mutter neun Tage zu Ehren des heiligen Joseph der heiligen Messe beigewohnt und zwei heilige Messen hatte lesen lassen." — „Voriges Jahr warf eine schwere Krankheit meine Frau darnieder. Ich ließ den Arzt rufen, aber die Kur blieb lange ohne Erfolg. Nachdem ich aber nebst der Veröffentlichung im Vergißmeinnicht versprochen hatte, zu Ehren des hl. Joseph ein Heidenkind taufen zu lassen, ging die Heilung rasch vorwärts, und heute ist meine Frau wieder vollständig gesund. Dem hl. Joseph sei dafür öffentlich Dank gesagt! |

„Meine Mutter erkrankte an hartnäckigem Lungenkatarrh, der bei ihrem hohen Alter recht gefährlich werden konnte. Keines der angewandten Mittel wollte helfen; da versprachen wir gemeinsam jeden Abend die St.-Josephs-Litanei zu beten und im Falle der Erhörung 20 Fr. Missionsalmosen zu geben, und heute bin ich in der glücklichen Lage, dieses Versprechen einzulösen, denn die Mutter ist wieder gesund." — „Obwohl noch jung, litt ich seit einigen Jahren an großer Aengstlichkeit, namentlich wurde mir die heilige Beichte eine entsetzliche Qual. Da sich mein Seelenleiden immer mehr steigerte, versprach ich jedes Jahr die sechs aloysianischen Sonntage zu halten und am Vorabend des Aloysiusfestes zu fasten. Seitdem ist alles anders geworden; ich kann mich wieder freuen und bin sogar glücklich, Gott zuliebe ein kleines Kreuz tragen zu dürfen." — „Ich wurde im Gesicht von einem schlimmen Abszeß operiert, hatte am rechten Auge schon die Sehkraft verloren und war in Gefahr, eine gefährliche Gehirnentzündung zu bekommen. In meiner Not wandte ich mich ans hl. Herz Jesu, an U. L. Frau von Lourdes, sowie an die beiden Heiligen Joseph und Antonius, und gegenwärtig bin ich bis auf eine kleine Wunde vollständig hergestellt. Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht" war versprochen."

Andere Berichte lauten: Dank dem hl. Joseph für eine gute, christliche Dienststelle, für die Befreiung von großen Zahnschmerzen, von Geisteskrankheit einer Ordensschwester, von hartnäckiger Magenkrankheit, von Herzschwäche verbunden mit großem Fieber, für die Sinnesänderung nahestehender Personen, für ein glücklich bestandenes Staatsexamen, eine glückliche Entbin-

Wer hat Lust, in die Mariannhiller Mission einzutreten?

Gesunde, kräftige junge Leute, welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Mariannhiller Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

dung, für Erleuchtung bei der Standeswahl. Dank für die leibliche und geistige Heilung eines Mannes (Taufe 2 Heidenkinder versprochen), für die Heilung eines Leistenbruches bei einem kleinen Knaben, für Hilfe bei einer Kniegelenksentzündung, bei der Bewerbung um eine gute Stelle und in einer Wohnungsangelegenheit, bei einem Unglück im Stall, für guten Fortgang im Studium, für das Wiederfinden eines wertvollen Weihnachtsgeschenkes, für Wiedergenesung bei einer heftigen Lungen- und Rippenfellentzündung, für die Rückkehr eines Familienmitgliedes zur katholischen Kirche usw. usw.

Bei vielen anderen Berichten müssen wir uns wegen Mangel an Platz und um Wiederholungen zu vermeiden, mit der bloßen Ortsangabe begnügen. Möge das wenige genügen, das Vertrauen zum hl. Joseph in den Herzen vieler neu zu wecken und zu stärken. Für die verschiedenen Missionsgaben sagen wir innigen Dank; Gott und der hl. Joseph möge es den opferwilligen Spendern reichlich lohnen!

Ein Plätzchen möcht' ich mir erwerben.

Ein Plätzchen möcht' ich mir erwerben
In edlen Herzen, die mir schenken
Ein liebes, treues Angedenken.
Und kann dies Plätzchen ich erwerben,
So will ich sterben, gerne sterben.

Ein Plätzchen möcht' ich mir erwerben,
Ein Stücklein friedlich stiller Erde,
Wohin ich's Haupt hinlegen werde.
Und kann dies Plätzchen ich erwerben,
So will ich sterben, gerne sterben.

Ein Plätzchen möcht' ich mir erwerben
Dort oben in den lichten Auen,
Wo mir beschieden, Gott zu schauen.
Und kann ich gar den Himmel erben,
So will ich sterben, gerne sterben!

Wilhelm Edelmann.

Briefkasten.

Duisburg, X. J.: Dank dem hl. Joseph für ein gut bestandenes Examen.

10 Mk. dkd. erhalten und nach Angabe verwendet aus: Niedeggen, W. L. in B., Essen-Süd, Rheinbrohl.

Betrag für ein Heidenkind erhalten: J. L. W.

Rheinbrohl: 50 Mk. erhalten. Herzl. Vergelt's Gott!

60 Mk. aus S. für Himmelberg dkd. erhalten,

O. S. B.: 6 Mk. für 3 hl. Messen dkd. erhalten.

Ommersheim 10 Mk. dkd. erhalten.

Durch das kath. Pfarramt Affoltern a. A. von Ungenannt erhalten 10 Fr. als Dank zu Ehren des hl. Joseph.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen

wurden uns vom 15. Juli bis 15. Aug. l. J. zugesandt aus:

Godesberg-Friesdorf, Piering, Würzburg, Muggensturm, Külsheim, Baustetten, Esseldorf, Rasdorf, Saaldorf, Kratburg, Gerchsheim, Geiselhöring, Roßhaupten, Altötting, Wiesloch, München, Weingarten, Keilands, Arcen, Lichtenlanne, Breslau, Mikultschütz, Jeltsch, Beuthen, O.-Schl., 2mal, Neusalz a. Od., Ottmuth, Kray, Reußendorf, Niederblecher, Ochtrup, Rhede, Wehrden, Hömmersum, Bedburg, Gilzem, Bonn, Bocholt, Oberhausen, Vanikum, Essen, Hüls, Koblenz, Berg-Gladbach, Monzel, Dietkirch, Salmrohr, Atsch, Bonn, Köln, Gladbeck, Niederau, Velmede, Buer, Netphen, Brand, Beckum, Weckinghausen, Köln-Mülheim, Werl, Aachen, Paderborn, Helmern, Eschweiler, Pützchen, Kesternich, Bonn, Medebach, Remagen, Illerich, Pützlohn, Kirchhellen, Gelsdorf, Milchenbach, Obermaubach, Oberhausen, Sulzbach a. M., Haselüne, Lindau, Ludwigshafen, Peiting, Oberwittbach, Wangen, Sächsenheim, Gramschatz, Bergrheinfeld, Würzburg, Eßfeld, Hundsbach, Kirchenwinn, Thannhausen, Erstein, Berg, Zell a. H., Eigeltingen, Neuburg, Mannheim, Dirmstein, Altötting, Molsheim, Würzburg, Lichtenfels, Straßburg, Passau, Memmingen, Nüblingen, Frankfurt a. M., Landau a. J., Oberndorf, Kübelberg, Freiburg, Nordheim, Waldulm, Oedheim, Göppingen, Luigenkam, Mannheim, München, Hochhausen, Hirblingen, Salzschlirf, Weismühle, Alberskirch, Langquaid, Diepoltskirchen, Rotachmühle, Kahl a. M., Vilseck, Rüdental, Thann, Königshofen, Gramschatz, Römershag, Bundorf, Tirschenreuth, Hochhausen, Ommersheim, Pocking, Eichstätt, Rheine, Kesternich, Gevelsdorf, Bernkastel, Hürnig, Würselen, Köln, Niederschelden, Sakrau, Bochum, Baustert, Uedem, Schlebusch, Dülmen, Brand, Lette, Raeren, Koblenz, Düsseldorf, Zülpich, Beggendorf, Bonn, Winden, Thur, Giesenkirchen, Hiltrup, Elsen, Bosserdingen, Wormeldingen, Kirchschwend, Osterfeld, Erp, Gelsenkirchen, Parsil, Krefeld, Eschweiler, Essen a. Ruhr, Ochtrup, Rheinberg, Hollerich, Kettenis, Hegensdorf, M.-Gladbach, Büderich, Weitersburg, Kreuzau, Kaltbrunn, Altdorf, Wildhaus, Widnau, Wiler, La Tour de Peilz, Hawil, Oberegg-Appenzell, Bellikon, Wikon, Zeiningen, Hergiswil, Genf, Affoltern, Raron, Männedorf, Uster, Schüpfheim, Muri, Kerns, Oberägeri, Sulz, Rieden, Kaltbrunn, Zürich, Sarmenstorf, Horw, Mümliswil, Engelburg, Schänis, Birri, Neßlau, Einsiedeln, Lengnau, Widnau, Alpanenbad, Altstätten, Lüchingen, Rieden, Derentingen, Baden, Rüti, Diepoldsau, Buttisholz, Ragaz, Schaffhausen, Herisau, Gähwil, Bätis, Oberhofen.

Memento.

(Eingesandt vom 15. Juni bis 15. Juli l. J.)

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Viktoria Treffler, Harthausen. Georg Bufler, Heggelbach. Walburga Prommelsberger, Konzell. Konrad Abel, Ketsch. Sophie Hamerl, Mering. Leo Schmitt, Bühlertal. Theresia und Augustin Simmer, tödlich verunglückt, Haslach Thomas Prösl, Massenricht. Herr Kreher, Bürgermeister, Fischingen. Maria Mohr, München. Alexander Guldner, Grafing. Johann und Walburga Zachenaiser, Leutenbuch. Friederika Schiffhauer, Rimmels. Katharina Hauser, Freiburg. Maria Fischer, Steinhofen. Karl Priller, Geißmar. Karolina Pomnitz, Setzelbach. Anna Hohmann, Sodingen. Marg. Fischer, Gerchsheim. Anton Schleier, Ettenbeuren. Josefine Hänle, Günzburg. Joh. Lohner, Pfarrer, Toetenried. Karl Heckhorn, Miltenberg. Andreas Fugmann, Pfr., Frensdorf. Joh. Zeller, Dekan, Mergentheim. Georg Liebsch, Ramspau. Johanna Huber, Rechberg. Lothar Blenk, Mechenried. Walburga Eberwein, Kirchdorf. Joh. Leykam, Höfen. Alois Lindauer, Unterpeissenberg. Frau Stahl, Unternaukau. Anna Dietl, Schafshill. Michael Sendtner, Steinsdorf. Marg. Rodler, Gunzendorf. Johann Frenz, Ohrenbach. Anna Heinloth, Heuberg. Hermann Kriens, Dülmen. Louise Dammer und Sibilla Mewissen, Süchteln. Herr Wittig, Würselen. Elisabeth Nothelfer, Köln-Poll. Josef Wiemann, Gütersloh. Hermann Schäfer, Ahrweiler. Pet. Jos. Stiel, Schevenhütte. Paul Pommerskirchen, Stommeln. Friedr. Krücken, Köln. Mathias u. Anna Thelen, Thür. Josef Stenkolk, Gescher. Herr Dr. Savels in Aachen. Josef und Mathilde Kruft. Ww. Geiger, Prinnweiler. Elise Lenzen und Josefa Dohmen, Herzogenrath. Frau Peters, Birkesdorf. Anna Kneip, Güls. Nikolaus Backes, Nalbach. Christine Classen, Kesternich. Andreas Meier, Benken. M. Anna Amrhein, Engelberg. Jos. Ritz, Niederwald. Emil Locher, Zeithieren. Herr Keller, Priv., Scherzingen. Karl Planzer, Schattdorf. Adolf Meuli, Gunnels. Oskar Meier, Hägglingen. Adalbert Pazelsky, Osterfeld. Jakob Everhartz, Nersfeld.

Lourdes-Wasser können Sie vertrauensvoll beziehen von Jungfrau **Kreszentia Halder** in **Saulgau**, Württemberg.

Redaktionsschluß am 15. August 1914.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN